Ernest Octav.

Novelle

von

Ernst Fritze.

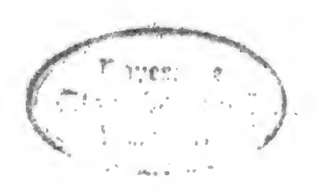
Erster Band.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)



Ernest Octav.

Erster Band.



Einleitungscapitel.

Das neue Jahrhundert hatte begonnen. Ueber die Gauen Deutschlands zogen bedrückende Schauer schwerer Zukunftsahnungen, die von der schwülen Revolutionsatmosphäre Frankreichs erzeugt wurden. Die friedliche Nachlässigkeit, welche sich seit mehrern Jahrzehnten auf die verschiedenen Staaten der deutschen Herrscher gelagert hatte, nahm den Charakter von Befürchtungen an und was der Grenze Frankreichs sehr nahe war, das fühlte auch im innern Boden der Staatsverhältnisse schon die vulkanische Bewegung, die vom Nachbarlande aus verheerend Alles durchschütterte. Beamte von Erfahrung prophezeieten große Ereignisse und zogen sich behutsam vom Ruder zurück, bevor es zu stürmen, zu brausen und zu wüthen begann. Daß Alles so kommen würde, wie es nachher unter dem gewalti-

gen Scepter des Revolutionsbändigers Napoleon kam, davon freilich träumten die Leutchen damals nicht eine Silbe.

Sie fühlten nur Furcht vor einem Ansteckungsfieber und mußten erleben, daß ein furchtbarer Arzt eher die Grenze überschritt, als das Fieber selbst.

Oberhalb des Thüringer Waldes, am Rande des preußischen Reiches lag die Besitzung eines Würdenträgers, wie sie die kleinen Fürsten gern um sich sehen. Er führte den hochtrabenden Titel Minister und den sehr plebejischen Namen Schmidt.

Als die ersten factisch verbürgten Nachrichten von der grausigen Revolution des Südens mit ihren zahllosen Niederträchtigkeiten sein Ohr erreichten und sein Herz mit bangem Schrecken erfüllten, da meinte er schnell entschlossen, „es sei Zeit, seinem müden Körper und seinem noch müdern Geiste Ruhe zu gönnen.“ Zum Erstaunen des ganzen Landes bat der Minister von Schmidt-Welldorf um seine Demission und zog sich schleunigst mit seiner Familie nach Welldorf, einem Gute, das er von seinem Vater geerbt hatte, zurück.

Es würde unnöthig sein, wollten wir die mißtrauische Verwunderung mit allen ihren unerläßlichen Auswüchsen zu schildern versuchen, die von Mund zu Mund ging, bis sie durch andere Ereignisse aus dem

Bereiche der klatschhaften Neugier vertrieben wurde. Es mag uns genügen, daß der Minister von Schmidt sich nicht im mindesten an irgend eine Verwunderung mit malitiösem Lächeln ausgesprochen kehrte, sondern mit Weib, Kindern, Dienstboten und Hausthieren aller Art, nach Welldorf abreiste und in kurzer Zeit ganz gemüthlich in dem einfachen, neugebaueten Schlosse dort hausete.

Man hatte den Austritt des Ministers aus dem Staatsdienste schon vergessen und war im Begriffe, den guten Herrn von Schmidt nebst allen seinen Söhnen auch in das Dunkel der Vergessenheit zu schieben, als sich etwas in seiner Familie ereignete, was plötzlich Aller Augen abermals mit lächelndem Erstaunen auf ihn lenkte. Im Jahre 1801, am 22. Mai wurde ihm zu seinen sieben lebendigen Söhnen hinzu, ein achter Sohn geboren.

Der Minister sowohl als seine Gemahlin waren geneigt, diesen kleinen Weltbürger mit eben so großem Erstaunen zu betrachten, wie alle andere Leute und es bedurfte wirklich eines so herzhaften Geschreies, wie der kleine neugeborene Junker auszustoßen beliebte, um sie zu überzeugen, daß die ältliche und kränkliche Ministerin allen Unmöglichkeiten zum Trotze nochmals Mutter geworden war. Zuerst schämte sich die vier-

undvierzigjährige Mutter ihrer neuaufgelegten Würde, dann aber wurde sie stolz darauf. Aehnlich ging es allen Gliedern der Familie. Das Murren und Spottlächeln der ältesten Junker, wovon der erste studirte und der zweite Lieutenant war, verwandelte sich in ein väterliches Wohlwollen, als sie das winzige Junkerchen mit seinen Fäusten vor dem hungrigen Mäulchen erblickten und von ihnen ging dies Wohlwollen, wie ein elektrischer Strom durch die Herzen aller Brüder.

Bevor wir nun irgend etwas Anderes erzählen, müssen wir uns diese Junker von Schmidt-Welldorf nach der Reihe aufstellen und ihre Namen, nebst ihren Physiognomien betrachten.

Der Minister hatte die ersten drei Söhne, welche ihm geboren wurden, als etwas genommen, was wohl öft r in der Welt geschieht und sie Ernest, Ludwig und Victor genannt. Bei der Geburt des vierten Knaben überraschte ihn ein jovialer Gedanke und er ließ ihn „Quartus“ taufen. Was war nun natürlicher, als daß der fünfte „Quintus“, der sechste „Sextus“ und der siebente „Septus“ getauft wurden. Man lachte über die Grille des hochgestellten Mannes, gewöhnte sich jedoch daran und erwartete nun nichts gewisser, als in dem letzten Sprößlinge einen „Octavus“ erstehen zu sehen.

Der Gedanke lag zu nahe, um nicht allgemein aufgefaßt zu werden und die drei ältesten Brüder, denen längst die Namen „Primus“ „Secundus“ und „Tertius“ zugefallen waren, ohne daß sie im Kirchenbuche standen, erklärten ihre Ansichten sofort schon dadurch, daß sie das Junkerlein mit Octavus anredeten.

Im Ganzen war ein guter, gesunder Sinn in sämmtlichen Junkern und so unähnlich sie sich im Aeußern waren, so ähnlich zeigte sich ihr Gemüthszustand.

Es fand sich nichts von einem aristokratischen Typus bei ihnen vor, woran man die alten Geschlechter zu erkennen pflegt, sondern Jeder hatte sein Gesicht für sich, bald mit großer, bald mit kleiner Nase, — bald mit braunen, bald mit blauen Augen, — bald mit hoher, bald mit niedriger Stirne, — bald mit breitem, bald mit feinem Munde. Hübsch war kein einziger von ihnen — häßlich auch nicht. Große athletische Gestalten schienen sie Alle werden zu wollen und in diesem Punkte arteten sie nach dem Vater.

Acht Tage nach der Geburt des kleinen Junkers sah man die sieben Brüder, von denen der Jüngste funfzehn Jahr zählte, mit feierlichen Mienen in den Corridoren des Schlosses umherwandeln, bis sich die Thür des Zimmers regte, welches ihr „Herr Vater“ bewohnte. Sie hatten ihn um eine Audienz bitten

lassen und warteten nun geduldig auf den Moment, wo der Minister unter der Einwirkung eines gewissen Etiquettenkrames, die Meldung an sie ergehen lassen werde: „er sei bereit sie zu empfangen“.

Es schlug elf Uhr. Noch immer patrouillirten die Junker des Hauses auf und ab des Augenblicks gewärtig, bis der französische Kammerdiener das große Werk des Ankleidens, inclusive des Frisirens, am Herrn Papa vollbracht hatte. Zwei Mal flog der gewandte Jean Pierre, auf den Fußspitzen balancirend, wie ein Jünger der Terpsichore, an ihnen vorüber, um nothwendige Hülfsmittel zu seinem Geschäfte herbeizuholen. Jedes Mal wurde er von dem ungeduldigen Primus Ernest aufgehalten und befragt: „warum die Toilette des gnädigen Herrn Papa so lange dauere“, allein er bekam niemals eine ausreichende Antwort. Der geschmeidige Ankleidekünstler entschlüpfte stets mit einer vielsagenden Geberde, ohne sich auf Erörterungen einzulassen, aber drinnen im Zimmer Sr. Excellenz unterließ er es nicht, von der Ungeduld der „Messieurs“ zu berichten.

„Was mögen meine Jungens wollen?“ brummte der Minister, der sich auch etwas unbehaglich unter den nie fertig werdenden Händen seines Vertrauten fand. Herr Jean Pierre, eben den letzten Act seiner Kunst

beginnend, welcher eine kleine Färbung der Wangen Sr. Excellenz beabsichtigte, lächelte verschmitzt, als er antwortete:

„Ik weiß nich, was Messieurs wollen! C'est une chose de conséquence —! Messieurs aben impatience — kehen wie Dromedare, steif wie Brett — la bourse à cheveux kanz à la Robespierre —" Er machte die Pantomime einer sehr steifen Haltung, schnitt ein feierliches Gesicht, hielt die eine Hand ausgesperrt im Nacken, um die Ungelenkigkeit eines schlecht geordneten Haarbeutels anzudeuten und tappte soldatisch auf und ab.

Der alte Herr lachte über die possierliche pantomimische Vorstellung des kleinen Franzosen, der sich stets über das moquirte, was er nicht selbst geschaffen hatte und deshalb mit dem deutschen Bedienten der Junker in feindseliger Spannung stand. „Lehre doch dem Franz, wie man andere Haarbeutel macht, als à la Robespierre", antwortete er.

„A — der Franz is zu dumm —" radebrechte Monsieur Jean Pierre, indem er wohlgefällig die große, stattliche Gestalt seines Herrn und Gönners mit Kennerblicken musterte, „das is un homme, der nich kann unterscheiden à la Robespierre von à la Buonaparte. Deutsche homme können das nie unterscheiden, 'aben

nie Idee von à la Buonaparte — werden es vielleicht lernen, mais zu spät, zu spät!"

Der Minister dachte an diesen Ausspruch seines Kammerdieners funfzehn Jahr nach dem Gespräche, und er mußte ihm, leider in weit wichtigerer Bedeutung recht geben, daß der deutsche Mann erst dann die Ideen Bonapartens begriffen hatte, als es zu spät war.

Für den Augenblick lächelte er nur zu den Künstlerüberhebungen des Franzosen, ließ sich von allen Seiten abstäuben und beauftragte ihn dann: „die Junker zu rufen!"

Feierlich, wie sie alle Sieben auf dem Corridor des großen Momentes einer väterlichen Audienz geharrt hatten, traten sie ein und reiheten sich schweigend um die imposante Persönlichkeit, die sie „Vater" nannten.

Primus Ernest räusperte sich, als wolle er mit aller Förmlichkeit den Doctorhut in einer gelungenen Disputation erwerben und begann:

„Gnädiger Herr Vater, wir treten mit einer Bitte vor Sie, die Ihnen im ersten Moment Befremden einflößen kann, aber bei näherer Ueberlegung an Bedeutsamkeit gewinnen wird. Wir Brüder allzusammen wünschen von Ew. Gnaden gewürdigt zu werden, bei unserm jüngstgeborenen Brüderchen Gevatter zu stehen und ihn dadurch gleichsam in unsern besondern

Schutz zu nehmen. Es ist dieser Gedanke ein Ausfluß unserer brüderlichen Gesinnung für den kleinen Buben, der hülfloser als wir Alle im Leben dastehen würde, wenn Gott der Herr über die Tage unsers gnädigen Herrn Vaters dereinst verfügen sollte. Ich, der Primus unsers Bruderkreises, bin erwählt, den Knaben über der Taufe zu halten. Wenn Sie also nichts dagegen einzuwenden haben, so sind wir entschlossen, morgen früh in der Kapelle zu erscheinen und die Taufhandlung von unserm würdigen Pfarrer in Welldorf vollziehen zu lassen. Uebermorgen verlasse ich das Schloß, um meinen Studien wieder nachzugehen, deshalb bitte ich im Namen meiner Brüder um schleunige Resolution."

„Messieurs", entgegnete prompt der Minister, „der Einfall hat meinen Beifall und ich acceptire Ihr Anerbieten in jeder Hinsicht. Da ich, getrieben von meiner Vaterliebe für die, welche ich die Ehre habe meine Söhne zu nennen, stets darauf bedacht gewesen bin, das Vermögen, das mir mein Vater hinterlassen hat, nicht allein zu erhalten, sondern auch zu vergrößern, so soll Keiner von Ihnen durch die Geburt meines Octavus beeinträchtigt werden. Mein Testament, das ich schon seit zehn Jahren niedergelegt habe, wird also keine Aenderung erleiden, die Theilung meiner Baar-

schaft wird erfolgen, wie ich sie vor der Geburt des Jüngsten angeordnet habe, denn ich hoffe mit Gottes Hülfe innerhalb der Frist, die mir noch zum Leben bleibt, ein Ersparniß zu Gunsten des letzten Kindes zu machen. Allein, sollte mich der Tod früher aus der Mitte meiner hoffnungsvollen Nachkommenschaft rufen, ehe ich dies in's Werk zu setzen ermöglichte, so fordere ich von Ihnen an Eidesstatt jetzt das Versprechen: für den kleinen Burschen, den Sie sich zum Pathen erwählt haben, väterlich zu sorgen und zwar in der Art, daß ein Jeder von Ihnen das Kapital einschießt, welches die Theilung gleich macht. Ein Majorat stifte ich nicht, Messieurs! Wer dies Familiengut, das mein seliger Vater mit dem Schweiße seiner Arbeit verdiente, übernimmt, um es zu bewirthschaften, der wird die Bedingungen, unter welchen es geschehen kann, nicht gerade unbillig finden. Ein Weiteres sprechen wir noch späterhin. Für jetzt danke ich Ihnen, Messieurs, und lade Sie ein, morgen früh um elf Uhr in der Kapelle zu erscheinen. Ihrer gnädigen Frau Mutter werde ich Mittheilung machen. Ueberlegen Sie einen Augenblick das, was ich gesagt habe und geben Sie mir Antwort darauf."

Der Minister ließ sich würdevoll in seinem Sessel nieder. Die Brüder bildeten nach respectvoller Ver-

neigung einen Kreis, um eine kurze und ruhige Berathung zu halten. Nachdem der Primus Ernest eine Ansprache gehalten und die Stimmen gesammelt hatte, trat er wieder vor:

„Wir sind mit den Anordnungen unsers gnädigen Herrn Vaters vollkommen zufrieden und versprechen mit einem Handschlage „des Bruders Octavus Rechte wahrzunehmen und für seine Gleichstellung in der zukünftig erfolgenden Erbschaft Sorge zu tragen.“ Nach diesen Worten reichte er seine Rechte dem Vater, der sie kräftig schüttelte und seine Brüder folgten diesem Beispiele. Darauf öffnete Septus, als Jüngster, dienstfertig die Thür und die Junker entfernten sich eben so feierlich schweigsam, wie sie gekommen waren.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von diesem Beschlusse durch das Schloß und fand seinen Weg bald durch's ganze Dorf. Das schien den Leuten eine Taufe, wie sie noch nie dagewesen war. Stets bereit, die Handlungen ihres Gutsherrn, der mit dem prahlerischen Titel „Minister“ eine unerreichbare Größe in ihren Augen war, mit Ehrfurcht zu betrachten, mußte gerade dieser kirchliche Act ihrer Verehrung die Krone aufsetzen. Und als den Dorfältesten sogar eine Einladung zukam, dieser großartigen Taufe in der Schloßkapelle beizuwohnen, da gab es dicht unter

dem lieben Herrgott selbst, keine würdigern Menschen auf der Erde, als die ganze Familie Schmidt-Wellborf.

Die Taufe ging vor sich. Stattlich herausgeputzt, von den geschickten Händen des väterlichen Kammerdieners zum ersten Male à la Buonaparte frisirt präsentirte sich der Kreis der Brüder um das Taufbecken und das gute Lächeln, welches auf ihren Gesichtern thronte, als der Täufling im kostbar verzierten Familien-Taufkleide, das Jeder der Brüder an diesem heiligen Tage getragen hatte, zwischen ihnen erschien, war wirklich geeignet, jene stille Rührung zu erwecken, die alle Anwesende ganz unbewußt überschlich.

Nach der Reihe hielt ein Jeder das Brüderchen eine kurze Spanne Zeit auf den Armen und dieser kleine Schelm machte sich das Vergnügen, seine hellen dummen Augen ganz unverwandt in das Gesicht desjenigen zu richten, der ihn gerade hielt, als wolle er sagen: „ich sehe und höre Alles und werde Euch eines Tages daran erinnern, was Ihr versprochen habt."

Junker Ernest trug das Knäbchen auf seinen Armen der Ministerin wieder zu, die zwar schwach und matt, aber seelenglücklich auf dem Sopha saß.

„Gottes Segen über Euch, meine Kinder!" flüsterte sie mit einer anmuthigen Verlegenheit, als die

stattliche Jünglingsschaar in Procession das getaufte Brüderchen wieder zurückbrachte.

An diesem Tage war Freude, Friede und Fröhlichkeit im ganzen Schlosse verbreitet.

Festlicher Glanz durchströmte es von den Salons bis zum kleinsten Bedientenstübchen und im Dorfe erfuhren auch die Aermsten, daß Braten und Wein vortrefflich schmecke.

Bald nachher wurde es einsamer im großen Schlosse und nach und nach immer stiller. Junker Primus Ernest nahm ein Hofamt bei demselben Fürsten an, dem sein Vater glorreich gedient. Secundus Ludwig wurde von der Größe des meteorgleichen Feldherrn Buonaparte angezogen und schloß sich seiner Heeresmacht an, die späterhin sein deutsches Vaterland verheerte. Tertius Victor studirte Jura in Göttingen und Quartus zog mit einem Vetter hinauf zu Rußlands Steppen.

Die übrigen vier Brüder lebten und lernten in den Tag hinein ohne besondern Zweck und ohne bestimmtes Ziel, bis zur Zeit wo die französische Macht sich weiter und immer weiter verbreitete. Ihr kriegerischer Sinn erwachte. Die Fahnen des siegreichen Eroberers lockten sie ebenfalls an. Einer nach dem

andern trat in die Reihen der französischen Krieger, weil sie eben nichts anderes vornehmen konnten.

Nur Octavus, das Kind, blieb unter dem Schutze der alten Eltern. Der Tummelplatz seiner Thaten war noch der Rasen des Schloßgartens und seine Eroberungslust richtete sich auf die Trümmer alter Bänke, die er mit Siegesmuth erkletterte um „Vivat" und „Hurrah" zu schreien, daß die Bäume zitterten, als schon alle Brüder hinausgeflogen waren in die Welt, um Ehre zu suchen, aber nicht zu finden.

Junker Octavus wurde aber ein unbändiger und ungezogener Bube. Die Respectslinie, welche Anno Eins die ältern Söhne des Hauses von unehrerbietigen Worten und Handlungen zurückgehalten hatte, war durch Alter und neuen Modeton allmählich mürbe geworden. Leichtere Sitten, lockerten die Steifigkeit der Formen und was Anno Eins ein unverzeihliches Verbrechen gewesen war, das belächelte jetzt der frühere Minister von Schmidt-Welldorf.

Junker Octavus sagte dreist und verwegen „Papa und Mama", während seine Brüder nur einen „Herrn Vater" und eine „Frau Mutter" aufzuweisen gehabt hatten. Junker Octavus erlaubte sich ein sehr vertrauliches „Du", wo sonst die Convenienz mit ihrem „Sie" geherrscht hatte. Dessenungeachtet war der kleine Junker das

Herzblatt der Mama und das Spielwerk des Papa. Sie schienen Beide vergessen zu haben, daß ihnen noch andere Kinder lebten, und wenn diese ab und zu im elterlichen Schlosse erschienen, so kehrte ein Unbehagen mit ihnen ein, das eben so peinlich für die Eltern, als für die Kinder war. Am liebsten verkehrte der Junker mit der Dorfjugend, die er mit seiner Herrschsucht gehörig maltraitirte, aber es gab auch seitdem keinen hungernden Armen mehr im Dorfe. Er kleidete und speisete seine Kameraden mit der Großmuth eines Königs und entwickelte bei dem geringsten Widerstand, den er bei dieser Handlungsweise fand, einen so ungebändigten Willen, daß sich ihm mit der Zeit Niemand mehr zu widersetzen wagte.

Die Losung im Schlosse hieß „Junker Octav hat's gesagt!" Danach richtete sich das ganze Hausgesinde, und sogar der Kammerdiener Sr. Excellenz, Monsieur Jean Pierre, welcher Jahr aus, Jahr ein, sein Amt als Ankleidekünstler beim alten Herrn verrichtete und ihn eines Tages mit derselben Gemüthlichkeit à la Bourbon frisirte, wie er ihm seither stetig à la Buonaparte den Kopf zurecht gesetzt hatte, trotz des deutschen Grimmes, der in des Ministers Brust eingezogen war.

Es war die letzte Veränderung der Mode, die

der Minister erlebte. Der Tod ereilte ihn an dem Tage, wo der Friede unterzeichnet wurde und die Brüder trafen von allen Seiten, gerade noch zur rechten Zeit ein, um auch die Ministerin in die neue Familiengruft zu geleiten.

Als alle Ceremonien mit ziemlich kaltem Herzen vollbracht waren, ging man unter dem Beistande der Welldorfer Gerichtsbarkeit daran, die Erbschaftsmasse zu regeln und sie nach dem Testamente zu vertheilen. Sie wurde bei weitem bedeutender befunden, als man erwartet hatte. Das baare Vermögen belief sich auf mehrere hunderttausend Thaler und der Anschlag des Familiengutes war so niedrig berechnet, daß derjenige, welcher es übernahm, in großen Vortheil trat. Die Ersparnisse, welche der Minister zu Gunsten des jetzt dreizehnjährigen Junker Octav geschrieben hatte, beliefen sich jedoch höher noch, als die Theilungen des Capitales und es erregte auf einen Moment einen durchgreifenden Mißmuth, daß der Jüngste des Hauses besser gestellt erschien, als alle Andern.

Primus Ernest, der sich zu einem ernsten und tüchtigen Charakter ausgebildet hatte, wehrte besonnen den Ausbrüchen des Tadels, der auf Aller Lippen saß. Die Pietät verlangte eine noble und anständige Unterwerfung in den Willen des Herrn Vaters und er wies

in einigen Worten darauf hin, daß sie in doppelter Rücksicht verpflichtet seien, nichts anzutasten, was Bezug auf Junker Octav's leibliches Wohlergehen habe.

Seine Rede drang durch und es wurde dem Primus aufgetragen, als Vormund des unmündigen Octav seine Gelder sicher zu stellen.

Die Verhandlungen über die Erbschaft nahmen bei der verträglichen Gemüthsart der Schmidt-Wellsdorfschen Nachkommen schnell einen so guten Fortgang, daß sich die Mehrzahl der Brüder, von Berufspflichten getrieben, schon nach wenigen Wochen zu einem vielleicht ewigen Abschiede aus dem väterlichen Schlosse rüsteten . . Primus Ernest hatte mit Bewilligung sämmtlicher Brüder das Gut übernommen und er benutzte das letzte, feierlich ernste Mittagsmahl, welches sie zusammen im großen Saale vereinigte, um seinen Brüdern seine demnächst erfolgende Verlobung mit der Comtesse Helena von Hessenthal zu verkünden und sie mit herzlicher Liebe zu ersuchen, ihn als den Primus der Familie, der mit väterlicher Sorge für seine Brüder fühle, auf dem Stammgute heimzusuchen, so oft es ihre Zeit erlaube.

„Ich werde Schloß Wellsdorf jedes Jahr sechs volle Monate bewohnen und es mir angelegen sein lassen, die Umgebungen und Einrichtungen desselben

dergestalt zu verschönen, daß es Euch eine Freude sein kann, hier zu weilen," schloß er bewegt. „Der Tag, wo Ihr mich hier aufsucht, wird immer ein Festtag für mich und für meine Gattin sein —" Weiter kam er nicht in seiner Rede, denn Junker Octav sprang plötzlich auf von seinem Sitze und schrie, mit knabenhafter Ungezogenheit die bärtigen Gesichter seiner Brüder musternd: „— Was soll das heißen? Denkt Ihr, ich bin so einfältig, daß Ihr mir geben und nehmen könnt, was Ihr wollt? Dies Schloß gehört mir und wenn Ihr mit allen Teufeln im Bunde seid, so werde ich mich dennoch nicht daraus vertreiben lassen. Es ist mein Eigenthum, Papa hat es hundert Mal gesagt, daß es mein sein solle und wenn Bruder Ernest es an sich reißt, so ist er ein Räuber —!" schloß er athemlos.

„Stopft doch dem Knirps das Maul," erwiderte Quartus, der russische Major, gutmüthig lachend.

„Laßt ihn reden, bis er es müde wird —" meinte Tertius, der phlegmatische Jurist.

Primus Ernest aber nahm die Sache ernsthafter. Er ließ sich herab, dem Knaben das Verhältniß der Dinge sorgfältig auseinander zu setzen, um ihn zu überzeugen, wie sehr er im Unrecht sein würde bei seinem kindischen Verlangen. Es half ihm nichts. Gewohnt,

seinen Willen durchzusetzen, fühlte er sich empört von dem ersten bedeutenden Widerstande, der ihm geboten wurde. Jähzornig schlug er nach der Hand, die ihm Primus Ernest zur Versöhnung reichte und hierdurch gab er das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande. Im Nu hatten sich die Brüder erhoben und einen Kreis um ihn geschlossen. Ihre flammenden Augen und die aufgehobenen Arme verkündeten genugsam, daß Jeder mit dem wohlthätigen Gedanken einer verdienten Züchtigung beschäftigt war, aber Ernest wehrte dem Vorhaben.

„Octav ist zu jung und unerfahren," sprach er beschwichtigend, „als daß er wissen sollte, welche Beleidigung in seinem Betragen gegen uns liegt. Vertagen wir die Erörterungen unserer Conflicte auf die Zeit, wo er zurechnungsfähig ist und behandeln wir ihn jetzt mit der christlichen Nachsicht, die wir als seine natürlichen Beschützer zu üben verpflichtet sind."

Der Junker sprang dreist bis in die Mitte des Kreises, stemmte die Arme keck auf die Hüften und sah mit spöttisch-kalten Knabenaugen rundum.

„Ich will keine christliche Nachsicht von Euch!" rief er trotzig. „Ich hasse Euch! Ich verachte Euch, wenn Ihr mir mein Eigenthum raubt! Papa's Willen sollt Ihr thun — Papa hat mir dies Schloß geschenkt —"

„Wo hast Du denn die Schenkungsurkunde, kleiner Bruder?“ fiel Victor kaltblütig ein. Einen Augenblick stutzte der Knabe, dann sagte er schnell besonnen:

„Ist eine Schenkungsurkunde nöthig, wenn Papa seinem Knaben etwas schenkt?“

„Ja freilich,“ belehrte Victor ihn gnädig und herablassend. „Von uns hat Niemand gehört, daß der Herr Vater Dir ein so brillantes Geschenk gemacht hat.“

„Und Du glaubst es deshalb nicht?“ fragte der Junker mit blitzenden Augen. „Geh und frage die Leute, was Papa gesagt hat. Hundert Mal ist von seinen Lippen gegangen «daß ich in Welldorf bleiben solle, weil ich hier geboren sei» und sein Zorn wird Euch schon treffen, wenn Ihr mich verjagt!“

Alle belächelten diese knabenhafte Drohung, nur Primus Ernest nicht. Gedankenvoll blickte er vor sich nieder und überlegte, was zu thun sei. Ganz dunkel erinnerte er sich einiger Aeußerungen des seligen Ministers, die allerdings auf die Idee hindeuteten, in Junker Octav „der im Boden der Welldorfer Gemeinde Wurzel geschlagen,“ einen Landedelmann zu erziehen, aber speciell hatte er sich nie darüber ausgesprochen.

Sein nachdenkliches Sinnen und die Allen bekannte

nachgiebige Güte seines Wesens belehrten seine Brüder über die Pläne, welche seine Brust durchblitzten, eher als er sie ausgesprochen hatte und veranlaßten den Herrn Tertius Victor zu der gelassenen Aeußerung:

„Da sich in unsers Herrn Vaters Testament nichts vorfindet, was maßgebend auf unsere Entschlüsse wirken könnte, so wäre es thöricht, wollten wir den Launen eines Knaben Gehör schenken. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Familiengut immer den Bestimmungen des ältesten Sohnes anheim fällt, wenn sonst von väterlicher Seite nichts darüber befohlen ist. Unser Bruder Ernest ist der Aelteste und hat somit den ersten Anspruch. Schlägt er den Besitz aus haltbaren Gründen aus, so tritt Ludwig in seine Rechte. Also erklärt Euch, Ihr Brüder. Laßt uns eine Sache zu Ende bringen, die dem weichmüthigen Primus Scrupel erregt. Sag' an: willst Du bei Deinem Beschlusse beharren, Welldorf in Besitz zu nehmen, Bruder Ernest?"

Primus Ernest blickte bewegt auf seinen jüngsten Bruder, der mit zitternder Ungeduld an seinem Munde hing. Ihm fiel die Stunde ein, wo er diesen Knaben, ihm Schutz und Trutz gelobend, zur christlichen Weihe auf seinen Armen gehalten und er zögerte eine volle Minute, bevor er den Entschluß bekräftigte, welcher den ersten wichtigen Wunsch dieses Kindes der Ver-

nichtung übergab. Endlich erhob er seinen Blick und sprach fest und sicher den Vorsatz nochmals aus, „das Gut als Stammgut der Familie zu übernehmen.“

Wild und höhnisch lachte Junker Octav auf. „Nimm es nur! Nimm es nur — ich werde es eines Tages dennoch bekommen!“ schrie er überlaut und stürzte, den Kreis der Männer durchbrechend, in leidenschaftlicher Hast aus dem Zimmer. Mißbilligend schaueten sie ihm nach. Sein Betragen regte den Vorschlag an, den verzogenen Sohn der Familie nicht länger unter der Aufsicht eines Hauslehrers und in der Umgebung eines allzu nachsichtigen Gesindes zu lassen, sondern ihn der Obhut einer standesmäßigen Lehranstalt zu übergeben. Dieser Beschluß wurde ihm eröffnet und als er die starre, an Entsetzen grenzende Verwunderung über solche Machtsprüche überwunden hatte, da fühlte er, daß er Niemand auf der ganzen Welt so hassen könnte, wie seine sieben Brüder.

Er verschloß aber seine Haßgefühle in der jungen Brust und wartete geduldig auf den Tag, wo er, mündig geworden, in den unbestreitbaren Besitz seines Erbtheiles kommen würde. Erst dann konnte er ausführen, was sein brennender Haß ihm eingegeben hatte.

Unmittelbar nach dem Ablauf des Trauerjahres feierte Primus Ernest, der durch seine Verbindung mit

der gräflich Hessenthalschen Familie jetzt zu den nächsten Umgebungen seines Fürstenhauses gehörte, seine Vermählung und dies war das letzte Mal, daß die Brüder zusammentrafen und sich wiedersahen. Junker Octav hatte sich während dieser kurzen Zeit außerordentlich verändert. Es fiel Allen auf, aber es nahm sich Niemand so zu Herzen, wie Primus Ernest. Was allen Andern eine Einwirkung der strengern Zucht schien, das schrieb er ganz richtig andern Gründen zu. Allein welche große und abentheuerliche Pläne in dem jungen Gehirne Wurzel gefaßt hatten, davon ahnete er doch nichts. Seine liebevolle Heiterkeit gegen den ernsthaften, störrisch ruhigen Knaben prallte nutzlos ab. Nur ein Mal, als Ernest die holdselige, strahlende Braut auf ihn zuführte und er ihr sagte, „daß Octav sein liebster Bruder sei," nur dies eine Mal vergaß er seine Mäßigung, die er sich streng vorgezeichnet hatte und warf einen Blick so tiefer und bitterer Gehässigkeit auf seinen freudig bewegten Bruder, daß die junge Braut erschrocken zurückwich und mit ängstlicher Scheu nach einigen herzlichen Worten suchte.

Primus Ernest legte der Scene nicht viel Bedeutung unter. Er erkannte erst späterhin, welche Kluft sich durch des Knaben finstern Groll zwischen ihnen aufgerissen hatte.

Nach den Vermählungsfestlichkeiten trennten sich

die acht Nachkommen des Schmidt=Welldorfschen Hauses in der sichern Ueberzeugung, sich bald wieder zu sehen, allein sie sahen sich niemals wieder im vollständigen Bruderkreise. Zuerst schied der Tod den wackern Septus aus, der bei der Flucht Napoleon's von Elba mit Enthusiasmus den deutschen Fahnen sich zugesellte, um den Eroberer, welchem er früher mit feurigem Eifer gedient hatte, nun vernichten zu helfen. Er verlor dabei sein Leben in der Schlacht bei Belle=Alliance. Kurz darnach starb Sextus, ebenfalls in diesem Kriege verwundet, an den Folgen seiner Wunden in der Fremde. Secundus Ludwig verheirathete sich mit einer Französin und blieb als Bewohner in dem Lande zurück, das er als Feind betreten hatte. Quartus ging wieder nach Rußland und Junker Octav bezog endlich die Universität, ohne nur ein einziges Mal ein freundschaftliches Briefchen, geschweige denn einen Besuch bei seinen Brüdern nöthig gefunden zu haben.

Erst nachdem die Mündigkeit Octav's erfolgt und er im Besitz seines Vermögens war, erst da erkannten die Brüder, daß eine vorsätzliche Entfremdung in den Zufällen lag, die ihn fern von der Gegend gehalten hatten, wo sie wohnten. Er sendete einen Bevollmächtigten, der vollständig zur Empfangnahme seines Vermögens autorisirt war. Voller Verwunderung über

diese Maaßregel forschte Primus Ernest bei dem Advokaten, was seinen Bruder abgehalten haben könne, selbst zu kommen. Das Achselzucken, womit seine Fragen beantwortet wurden, genügte ihm durchaus nicht, allein er mußte damit vorlieb nehmen, denn der schlaue Rechtsgelehrte gab sich das Ansehen, als ahne er gar nichts von einem Zwiespalte zwischen seinem jungen Clienten und den Brüdern.

Kaum waren die Vormundschaftsangelegenheiten geordnet und der Advokat mit den erhobenen Summen, die er kraft seines Auftrages, sich sogleich baar auszahlen lassen sollte, abgereist, so schrieb Primus Ernest an seinen Bruder Octavus und bat ihn um Erklärung seines Betragens.

Der Brief kam nach einigen Tagen zurück mit der Postbemerkung „abgereist." Jetzt machte sich Herr Ernest selbst auf den Weg nach Bonn, wo Octav zuletzt gelebt hatte. Seine Reise war vergeblich. Sie brachte ihm keine erfreulicheren Resultate, als die Notiz auf dem Briefe.

„Abgereist!" sagte sein Wirth, als er dort zuerst nachfragte. Wohin? Das wußte er nicht. Aber er vermuthete „weit weg," weil des jungen Herrn Vorbereitungen zur Reise darauf hingedeutet hätten.

„Abgereist!" hieß es überall, wo er fragte. Un-

verrichteter Sache kehrte er zur Heimath zurück und diese Erfahrung umschleierte längere Zeit den sonst so heitern Himmel seines Lebens.

Junker Octav war und blieb verschollen. Sein Andenken verblich endlich.

Während jedoch die übrigen Brüder mit gleichgültiger Gelassenheit sein gewaltsames Zerreißen aller Familienbande besprachen, füllte stets eine stille Wehmuth das Herz des würdigen Primus. „Wer hätte gedacht, daß dieser Knabe, den wir Alle mit einer heiligen Bruderliebe in unsern Kreis aufnahmen, uns so schmählich verachten würde?“ sprach er oftmals. „Um uns mit doppelt und dreifachen Banden an dies letztgeborene Kind zu fesseln, schlug ich damals vor, seine Pathen zu werden — er hat diesen Act christlicher Liebe gänzlich unnütz gemacht. Gott nehme ihn nun in seinen Schutz, da er sich unserer Hülfsbereitwilligkeit entzieht.“

„Er wird schon kommen, wenn er uns gebraucht!“ meinte der Jurist und Quintus versprach, sich in der Welt gelegentlich nach ihm umzusehen. —

Die Zeit drang mit gewaltigem Fluge vorwärts. Sie vernichtete leider mit ihren ehernen Flügeln das Glück des Gerechten eben so unerbittlich, als das des Ungerechten und stürzte den Staub der Vergessenheit

eben so feindlich über die Guten, wie über die Bösen.

Vier Jahrzehente rauschten vorüber von dem Tage an gerechnet, wo des Hauses Aeltester Besitz von dem Familiengute nahm und diese vierzig Jahre mit ihren großen und kleinen Schmerzen und Freuden überlassen wir dem Dämmerlichte der Vergangenheit. Wir haben das Fundament unserer Erzählung dem Auge des Lesers enthüllt, um sicherer in den Wellen der Begebenheiten untertauchen zu können. Mag er sich als eigener Pilot nun auf den Wogen zurecht finden, die ihn bald südlich, bald nördlich, bald östlich und bald westlich zu schleudern Miene machen.

Ueberall, das verheißen wir, begrüßen ihn die Gestalten, welche zu dem Hause Schmidt-Welldorf gehören. Die Kränze unsers phantastischen Spieles bilden sich aus ihren Schicksalen.

Erstes Capitel.

Das Gut des Amtmann Bienengräber lag in einer Gegend, welche von den Romantikern mit Grausen, von den Oekonomen aber mit Entzücken betrachtet wird. Nichts als Himmel und Kornfelder, so weit die Blicke reichen und wären die Augen auch mit dem besten Fernrohre bewaffnet.

Wallender Waizen links, rauschender Roggen rechts, dazwischen zur Abwechselung ein grünliches Haferfeld und üppig emportreibende Gerstenflächen.

Ungefähr so war die Abwechselung des endlosen Fahrweges, die ein starker gutgenährter Mann in einem einspännigen Wagen mit lächelndem Behagen beobachtete, als er, selbst kutschirend, langsam und gemächlich auf das Dorf zufuhr, das schon seit einer Stunde nahe vor ihm zu liegen schien.

„Das nennt man also hier zu Lande eine gute Mittelernte, die man zu erwarten hat,“ begann er endlich, in einer Gemüthsstimmung, welche als ein zorniger Humor zu bezeichnen sein könnte, ein Selbstgespräch. „Muß 'mal den Amtmann Bienengräber examiniren, ob er den Zeitungsartikel «von hiesiger Mittelernte» verfaßt hat. Diese Hunde — diese Hallunken — eine Mittelernte —? Wollen uns barbieren — war gut, daß ich Unglück mit Pferde und Wagen hatte — hätte nicht so aufgepaßt. — Mittelernte! Möchte wissen, wo noch ein Halm Platz finden sollte, möchte sehen, ob Halm nicht kaput ginge, wenn Aehre schwerer wäre — diese Hunde —!“ Er zupfte herzhaft die Zügel, die er sehr widergebräuchlich und ungeschickt in den Händen hielt und das Pferd verstand glücklicherweise dies Zupfen. Es setzte sich in Trab und kam ganz vernünftig vor dem Amtmannshause an.

Amtmann Bienengräber, ein ächtes Bild vormärzlicher Oekonomen, hatte schon aus dem Fenster gesehen und mit steigender Verwunderung den Herrn im Wagen betrachtet. Als der Einspänner von der Dorfgasse abbog und seinem Thorwege zulenkte, klappte er sein Fenster hastig zu und rief, gegen seine Frau gewendet: — „Wahrhaftig Lottchen, Du hast Recht! Es ist der Agent Franz Belguth in höchst eigener Person!“

Flink eilte er zur Hausthür und kam gerade zu rechter Zeit, um den herabkletternden Herrn mit jovialen Redensarten begrüßen zu können.

„Alle Wetter Herr Velguth," rief er ihm zu, „seit wann fahren Sie denn einspännig und allein in der Welt umher?" Der Agent drehte sich steifnackig zu ihm um: „Seit mein Wagen in Bornberg zerbrochen und mein Kutscher betrunken ist!" entgegnete er lakonisch. „Bin ein Mann, der 98000 Meilen gereist ist, aber das ist mir zum ersten Male passirt." Er sprach stets wichtig und mit einem gewissen Pathos.

„Können Sie denn fahren?" fragte der Amtmann heiter.

„Konnte es nicht — habe aber die Erfahrung gemacht, daß der Mensch Alles kann, was er will!" Mit diesen Worten hatte der Agent den Wagen vollends verlassen und stieg mit der Ruhe eines Mannes, der sich niemals zu übereilen braucht, die Stufen zur Hausthür hinan.

„Küß' Ihnen die Hand, meine hochverehrte Frau Amtmann," rief er der Dame entgegen, die jetzt auch im Hausflur erschien, um den Hausfreund, respective Geschäftsfreund, ihres Mannes zu bewillkommnen. „Wie geht's? Wie steht's? Sind die kleinen Muzchens wohl auf? Was macht das Fräulein Charlottchen?" Die

Amtmännin lachte über die schnell hervorgepolterten Fragen und über die Benennung „Muzchen,“ womit er ihre Töchter meinte.

Unter Scherz und Neckerei wurde Herr Belguth in's Zimmer geleitet, wo der Tisch schon zum Abendessen gedeckt war.

„Vortrefflich,“ meinte der Reisende. „Habe Mittag schlecht gespeist! Was haben Sie, meine hochverehrte Frau Amtmännin?“

„Gurkensalat mit Eierkuchen,“ referirte die Hausfrau.

Der Agent zog ein langes Gesicht. „Gurkensalat —“ wiederholte er gezogen. „Gurkensalat ist «bosch» für mich. Allah ist groß — Mittag: Gurkensalat mit Schweinecotelet — Abend: Gurkensalat mit Eierkuchen? In Gurken haben Sie wohl mehr als eine gute Mittelernte hier zu Lande gemacht? Allah il Allah!“

Der herzhafte Seufzer, womit er seine Rede schloß, erweichte das Herz der sonst sparsamen Hausfrau.

„Nun dann warten Sie noch ein Stündchen, Herr Belguth,“ tröstete sie lächelnd.

„Und was kann ich dann haben?“ fragte der Gourmand begierig blinzelnd.

„Kalb- oder Rindescalopes —“

„Bitte um Kalbescalopes —“ fiel Herr Belguth ein. „Wie wollen Sie diese bereiten?“

„Nun, Herr Belguth, entweder à la maître d'hotel oder à la bechamelle —“ meinte die Hausfrau.

„Bitte dringend um maître d'hotel!“ rief Herr Belguth eifrig. „Sie haben doch eingemachte Champignons? Nehmen Sie ja dazu!“

Lachend schritt die Dame zur Thür um ihre Befehle in der Küche zu geben. Indem sie die Thür öffnen wollte, wurde dieselbe von außen aufgemacht und ein großer junger Mann erschien. Er trat sogleich auf das allerartigste zurück und ließ die Dame des Hauses an sich vorbeigehen, bevor er in's Zimmer trat. Sein Gruß gegen den Agenten, der ihn noch niemals hier im Hause getroffen hatte und ihm deshalb mit zusammengekniffenen Augen, den Kopf hochmüthig zurückgelehnt, scharf entgegensah, war gleichfalls außerordentlich verbindlich, so daß dieser, fast gezwungen, aufstand und ihm eine Verbeugung machte.

„Herr von Schmidt,“ sprach der Amtmann vorstellend, „Herr Agent Franz Belguth!“

Die Herren wiederholten die Verbeugung, dann setzte sich der Agent und Herr von Schmidt lehnte sich in das nächste Fenster. Sein Benehmen zeigte, daß er ein Hausgenosse und lediglich des Abendessens

wegen hereingekommen war. Eigentlich brannte Herr Velguth, in seiner gewöhnlichen Neugier, darauf zu erfahren, was es mit diesem jungen, feingekleideten Herrn für eine Bewandtniß habe, allein die momentane Scheu vor einer Indiscretion lähmte die Lust, seinen Wissensdurst auf alle Fälle zu befriedigen, und er begnügte sich eine Weile damit, den Herrn mit einer gewissen Unverschämtheit zu fixiren.

Der Amtmann lenkte das Gespräch auf den zunächstliegenden Zweck von Velguth's Anwesenheit. Er fragte: ob er Korn oder Wolle erschachern wolle. „Sind schlechte Aussichten auf die Ernte," entgegnete der Agent listig. „Kornspeculation ist «bosch» — das heißt auf deutsch «nichts». Mit Wolle eher — wie notiren Sie?" fragte er den Amtmann, sah aber blinzelnd zu dem Herrn von Schmidt hin. Dieser lächelte spöttisch.

„Fragen Sie mich nicht —" warf er dreist ein, „ich würde Ihnen die Preise unerschwinglich hoch rechnen."

Der Agent hob seinen Kopf so weit nach hinten, daß er über die Nase fort nach dem „vorlauten" jungen Herrn zu sehen gezwungen war.

„Sind Sie jetzt Herr im Hause?" fragte er.

„Mein Gott, Herr Velguth, Sie sahen mich ja bei der Frage nach dem Preise der Wolle an," entgegnete Herr von Schmidt mit brüskem Tone.

Der Agent drehete sich blitzschnell um, so daß der junge Mann seine Schattenseite zu sehen bekam. Dieser lachte herzlich.

„Wenn sie jetzt mit dem Herrn Amtmann sprechen, dann weiß ich, daß es nicht mir gilt," sagte er so freundlich, daß der Agent von dem Tone versöhnt wurde.

Velguth setzte sich wieder anständig zurecht und sprach:

„Wissen Sie, junger Herr, weshalb ich sie musterte? Ich wollte aus Ihren Gesichtszügen erkennen, ob Sie zu denen von Schmidt gehören, welche auf Welldorf hausen."

„Das ist wohl möglich," bedeutete ihn der junge Mann gleichgültig. „Ich habe mich nie viel um meine Verwandten bekümmert."

„Die Schmidt=Welldorf sind von neuem Adel — kaum hundertjähriger Stammbaum — wenn sie ihre Ahnengruft eröffnen, finden sie selig verstorbene Innungsgenossen und Krämervolk. —"

„Das mag sich in meiner Ahnentafel auch vorfinden —" flocht der junge Mann lakonisch ein.

„Es waren dort acht Söhne — vielleicht sind Sie ein Sprößling davon. —"

Herr von Schmidt zuckte leicht die Achsel, antwortete aber nicht.

„Der Primus ist ein scharmanter alter Herr — hat Leid und Traurigkeit erlebt — hat zwei Söhne schon begraben lassen, und der dritte und letzte wird nächstens das Zeitliche segnen. Die Schmidt-Welldorf sind rasch in die Höhe gegangen, haben gut angesetzt, laboriren aber jetzt am Aussterben."

„Dann möchte ich nicht dazu gehören," lachte der junge Mann, „denn ich fühle keine Lust zum Sterben."

„Von den Acht, die der alte Minister von Schmidt nach der Zahl taufen ließ, lebt nur noch der Primus, als Oberkammerherr außer Dienst in Werthalt, Residenz des Fürsten von A....* der Tertius, als Präsident ebendaselbst, und der Octavus, als Taugenichts, irgendwo.

„Es wäre wohl möglich," schaltete der Amtmann ein, „daß Sie doch dazu gehörten, Benno, Ihre Eltern sind todt — Sie sollten sich darum bekümmern."

„Wäre leicht zu ergründen," meinte der Agent. „Der Taufschein Ihres Vaters wäre der beste Beleg. Muß Secundus oder Quartus oder Sextus oder Sep-

* Die Residenz Werthalt möchte der Leser vergeblich auf der Karte von Deutschland suchen. Der Name ist grundsätzlich fingirt.

tus geheißen haben. Müssen aus Rußland oder Frankreich gebürtig sein. —"

Der junge Mann horchte hoch auf. „Aus Rußland?" wiederholte er.

„Sind daher? Sind also des Quartus Sohn — hat vielleicht spät geheirathet — ist ein angesehener Mann dort geworden, Feldmarschall, oder so etwas," fuhr der Agent fort. „Vor dreißig Jahren war er noch ledig — habe ihn gesehen — groß, prächtig, ein Don Juan — brachte ein hübsches Vermögen zusammen — spielte gern und hoch, gewann und verlor — soll eines Tages dem Fürsten Sonsikow die Karten in's Gesicht geworfen haben — natürlich gab's ein Duell und Herr Quartus von Schmidt-Welldorf war das Opfer. Mein Schwager schrieb mir's, bedauerte, daß Schmidt gefallen und nicht der Fürst. Ist das vielleicht Ihr Vater gewesen?"

„Schwerlich," sprach der Amtmann, als Herr Benno verloren in tiefes Sinnen nicht antwortete. „Wenn man solchen Vater gehabt hat, so weiß man es gewiß."

„Vielleicht war's der Secundus," begann redeselig der Agent wieder. „Der Secundus soll in Frankreich eine Gräfin geheirathet haben, soll aber, wie verlautet, kinderlos gestorben sein. Von dem Octav werden

Sie hoffentlich nicht herstammen. Der ist ein fauler Zweig im Stamme Schmidt. Ein undankbarer Schlingel, ein Tückebold, ein ungezähmtes Raubthier, das am liebsten das Herzblut seiner Familie getrunken hätte. Die Familie hat ihn nach einem Plenobeschluß ausgestoßen — danach ist er verschollen — hoffentlich irgendwo aufgehangen oder ersäuft — solche Creaturen müssen sich nicht vermehren, damit die Sünde in Person, sich nicht fortpflanzt. Sind Sie vielleicht von diesem Mosje ein Sprößling?"

Der Amtmann schlug lachend auf seines Geschäftsfreundes Schulter: „Es wäre mehr, als Dummheit, wenn Benno jetzt «Ja» sagte, Sie massiv grober Mensch."

Der Agent schmunzelte, als wäre ihm eben die größte Schmeichelei gesagt.

Einmal im Zuge erzählte er nun noch eine Menge einzelner Familienereignisse der Schmidt auf Welldorf, worunter natürlich das Tauffest mit dem festlichen Haarbeutel à la Buonaparte vom Kammerdiener Jean Pierre, obenan stand, weil es eine Lieblingsgeschichte des russisch gewordenen Quartus gewesen war. Der Amtmann Bienengräber ergötzte sich an der Plauderei seines Freundes, und Herr von Schmidt horchte sinnend, als bildeten sich Pläne oder als erneuerten sich Träume in seiner Seele, den Erzählungen.

Als endlich die Amtmännin, gefolgt von ihren Töchtern und der Köchin, die stolz die schnell hergerichteten Escalopes à la maître d'hôtel auf einem Plateau trug, im Zimmer erschien und die Herren zum Souper einlud, da schloß Herr Belguth seine hübschen Erzählungen mit der Aufforderung an den jungen Mann, „sich nur so bald als möglich in den Besitz der nöthigen Legitimationen zu setzen, wenn er wirklich zu jenem Stamme gehöre, denn der Sterbefall, welcher wohl so ziemlich den letzten männlichen Descendenten wegraffen werde, sei unausbleiblich bald zu erwarten und da der Oberkammerherr auf dringendes Bitten seiner Gemahlin, einer Gräfin Hessenthal, ein Majorat aus Welldorf gemacht habe, so würde jeder Nachkomme dieses Stammes eine excellente Erbschaft thun können."

Herr von Schmidt lachte nur zu diesem guten Rathe und die Gesellschaft reihete sich zwanglos um den Tisch, der auf der einen Seite Gurkensalat und Eierkuchen, auf der andern Seite Escalopes à la maître d'hôtel aufwies.

Der Agent langte tüchtig zu. Plötzlich aber bemerkte er, daß nach einfach bürgerlichem Gebrauche kein Wein auf dem Tische stand.

Ein Souper ohne Wein war für ihn nicht denkbar

und er war auch keinen Moment zweifelhaft darüber, daß er ihn fordern könne.

„Was trinken wir denn, Herr Amtmann?“ fragte er mit zuversichtlichem Blinzeln und hob sich noch ein Stück Fleischmasse aus der Schüssel.

„Ja — befehlen Sie, Herr Belguth,“ entgegnete der Amtmann gelassen.

„Bitte — bitte --! Was Sie wollen — nur was Sie wollen. Beileibe nicht, daß ich bestimmen wollte,“ meinte der Agent kauend.

„Nun so schlüge ich ein Glas ächtes Weizenlagerbier vor, das ich ganz ausgezeichnet habe —“

Belguth legte sich hinten über und sah seinen Gastfreund schief über die Nase an. „Bier — Weizenlagerbier? Meinen Sie wirklich Weizenlagerbier? Bedauere — bitte dringend um Champagner — kann nicht dienen mit Bier — Sect vom besten, wenn's beliebt!“

Der Amtmann stand fröhlich lachend auf und gab seiner ältesten Tochter den Schlüssel zum Weinkeller. Er hatte es gar nicht anders erwarten können und es gewissermaßen darauf angelegt, diese Scene herbeizuführen. Während der Champagner besorgt wurde, fragte der Agent beifällig, wo die Amtmännin die deliciösen Champignons her hätte. Arglos bemerkte die Hausfrau, daß sie eine ganze Kruke davon eingemacht habe.

„Bringen Sie mir Kruke!“ schrie Belguth entzückt. „Bitte um Kruke!“

Zögernd, denn sie wünschte ihren Vorrath der Eßlust des hinlänglich bekannten Gourmand nicht Preis zu geben, entfernte sie sich, ergab sich aber in ihr unabänderliches Schicksal und brachte eine handhohe, umfangreiche Glaskruke herbei, die sie resignirt seinem Willen überließ.

Der Agent nahm einen Eßlöffel und fischte sich die Champignons aus der bedeutend scharfen Essigbrühe. Es blieb wenig in dem Behältniß, das er mit Wohlbehagen auf den Tisch zurückschob und zum Ergötzen der ganzen Bienengräberschen Familie vertilgte er das ätzend scharfe Gericht mit großer Behendigkeit.

„Ist schön, sehr schön, nur leider ohne Bordeauxessig — werde Ihnen einen Anker Bordeauxessig besorgen — notire ihn billig — mag nichts essen ohne Bordeauessig — schmeckt gemein bürgerlich!“

„Nach meiner eben gemachten Erfahrung,“ fiel die Dame ärgerlich ein, „haben Sie meine «gemein bürgerlichen» Champignons nicht verschmäht.“

Es beliebte dem Agenten nicht, auf diese Zurechtweisung zu antworten. Seine Arroganz und Suffisance, sprichwörtlich geworden in der ganzen Welt, bewahrte ihn vor jedem Gewissensbiß und wenn er

sich die größten Beleidigungen erlaubt hatte. Er begrüßte jetzt den Knall der Champagnerflasche mit einem fröhlichen Blicke, nahm das schäumend überquellende Glas und setzte es kostend an den Mund. Darauf hub er die Flasche in die Höhe und las das Etiquette: „Sillery mousseux Qualité Supérieure — de Berghes-Jannet à Ay —. Ist bosch, Amtmann, ist bosch — müssen veuve Cliqout halten — ist der einzig trinkbare Sect —“

„Nun, so lassen Sie diesen stehen,“ warf der Amtmann ein.

„Nehme vorlieb für heute, Amtmann, ein ander Mal bitte ich dringend um veuve Cliqout —“ Er hielt inne und sah strafend auf Herrn von Schmidt, der ziemlich ungenirt über ihn lachte. — „Was lachen Sie? Herr von Schmidt, Sie sind mir unbequem. Wollen Sie nicht einen Spaziergang machen nach dem Abendessen? Die Quantitäten Gurkensalat nebst Eierkuchen, die Sie verzehrt haben, fordern eine kleine Bewegung in freier Luft — gehen Sie spazieren, ich bitte darum.“

Der junge Mann, welcher augenscheinlich keine Lust hatte, sich von der Laune des Gastes tyrannisiren zu lassen, wendete sich zu der ältesten Tochter des Hauses und begann mit ihr ein leises und eifriges Gespräch. Als der Agent bemerkte, daß er keine Erwiderung auf seinen uneigennützigen Vorschlag fand,

richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf den Champagner und verbreitete sich mit Sachkenntniß über die verschiedenen Bereitungsarten. Es war interessant, ihm zuzuhören. Seine Anmaßung beruhete überhaupt auf umfassenden Kenntnissen in allen Branchen der Wissenschaften und bei einer geregelten Bescheidenheit wäre er der interessanteste Gesellschafter gewesen, den die Erde getragen hat, allein es gehörte eine Riesengeduld dazu, sich den immerwährend wiederholten Arroganzen des guten Mannes unterzuordnen. Dem Unbetheiligten machten sie Spaß und als Anekdoten klangen sie ergötzlich, aber wer darunter zu leiden hatte, der zog sich mit einigem Grolle aus der Affaire, worin er auf jeden Fall niemals den Sieg erfocht. Bisweilen ließ er sich herab, durch eine gewisse freundliche Zuvorkommenheit den Eindruck wieder zu verlöschen, der die Herzen gegen ihn erbittert hatte und darin sah man dann deutlich, daß er niemals aus Bosheit, sondern in der Eingebung einer Laune beleidigt hatte und anmaßend aufgetreten war.

Während Herr von Schmidt, welcher im Allgemeinen in sehr vertraulichen Beziehungen zu der Amtmannsfamilie zu stehen schien und von Alt und Jung „Benno" genannt wurde, geflissentlich vermied, irgend eine unangenehme Berührung mit dem Gast des Hauses

herbeizuführen, beachtete gerade dieser Mann mit unverhehlter Aufmerksamkeit Alles, was derselbe vornahm. Er sah denn auch, daß Benno plötzlich nach einer lebhaften Debatte mit Fräulein Charlottchen, einem derben, blühenden Landmädchen, das seine braunen, hellen Augen aufgeweckt auf ihrem Nachbar ruhen ließ, aufsprang und nach dem Fortepiano eilend ein Notenbuch ergriff. Er trat damit an's Fenster und blätterte darin.

„Sehen Sie hier Charlotte," rief er dann. Das Fräulein begab sich zu ihm an's Licht und blickte aufmerksam auf die Noten hin, die er tactmäßig mit dem Finger bezeichnete.

„Es wird mir doch dadurch nicht klar," sprach sie halb trotzig. „Spielen Sie es, damit ich sehe, daß Sie Recht haben." Benno schüttelte mit dem Kopfe und hob seinen Blick vielsagend zu Herrn Velguth auf.

„Morgen," flüsterte er.

„Und morgen ist wieder keine Zeit —" schmollte die Dame mit einem etwas zärtlich bittenden Blicke. „Sie spielen jetzt so wenig und Sie wissen doch, wem Sie damit eine Freude machen können."

Benno legte seine Hand leicht auf Charlottens Achsel. „Ich bin aus wichtigern Gründen nach dem Amthofe des Amtmann Bienengräber gekommen," flü-

sterte er. „Haben Sie noch nicht gesehen, daß Ihr Vater mit Stirnrunzeln mein Klavierspiel betrachtet?“— Charlotte warf den Kopf leicht auf:

„Die Mutter ist für uns — sie will, daß Sie uns durch Ihr schönes Klavierspiel erfreuen — kehren Sie sich nicht an des Vaters faltige Stirn —“ entgegnete sie sehr leise und dennoch drangen die Worte zu Velguth's scharfen Ohren.

„Oho — Freund Bienengräber,“ sagte er laut zu diesem, „man conspirirt dort gegen Sie. — Hören Sie nicht gern Musik?“

Erschrocken wendeten sich die beiden jungen Leute um und der Amtmann erwiderte etwas mürrisch: „O ja, aber wenn man sich Vorkenntnisse in der Wirthschaft aneignen will, so muß man etwas anders thun, als Klavier spielen.“

„Wer will sich denn Wirthschaftskenntnisse erwerben?“ examinirte Velguth, der endlich seine Neugier über den Standpunkt des jungen Herrn im Hause zu befriedigen hoffte.

„Herr von Schmidt. Er hat seine juristischen Studien absolvirt, will aber zur preußischen Generalcommission übergehen um Oekonomiecommissarius zu werden. Dazu ist es nöthig, daß er Ackerland und

Getreidearten zu unterscheiden vermag und deshalb befindet er sich seit Ostern bei uns."

„So — so! Bloß deshalb? Freue mich, Herr von Schmidt, daß Sie musikalisch sind," fügte Belguth sogleich seiner verrätherischen Frage hinzu. „Bin es auch. Spielen Sie von Beethoven?"

Benno reichte schweigend das Notenheft hin, das er noch in der Hand hielt. Es waren Sonaten von Beethoven und er hatte das Scherzo der Es-dur-Sonate aufgeschlagen.

„Bitte dringend um eine Sonate," rief der Agent eifrig. Charlotte bat pantomimisch um die fragliche, die vorhin ihren Disput erweckt hatte und der junge Mann setzte sich an's Fortepiano.

Er spielte überraschend fertig, exact und mit gutem Verständniß.

Als er aufhörte, klaschte Belguth lebhaft Beifall. „Brav — sehr brav! Wenn ich das sage, können Sie schon stolz darauf sein. Habe alle Klavierspieler gehört, die gelebt haben."

„Auch die im vorigen Jahrhundert," schaltete Charlotte spöttisch ein.

„Nein — bitte, die nicht, mein Fräulein. Bitte dringend, nichts vom vorigen Jahrhundert." — Es gehörte zu seinen Eigenthümlichkeiten, das vorige Jahr-

hundert gründlich zu verachten. — „Haben «Scherzo» vortrefflich aufgefaßt!" rief er nach einer kleinen Pause, indem er das Thema sicher und fest trällerte.

Herr von Schmidt sah ihn frappirt an. „Kannten Sie die Sonate schon? fragte er.

„Nicht eine Note davon," betheuerte Velguth. „Wundern sich über mein musikalisches Gedächtniß — kann ganze Opern auswendig — Händel's Oratorien — Bach's Cantaten und Friedrich Schneider's Kirchenmusikstücke. Macht mir kein Mensch nach, guter Herr von Schmidt!"

Der junge Mann belächelte die Großprahlerei. Er saß noch vor dem Fortepiano und begann träumerisch leise einige Reminiscenzen von Henselt. Sie mußten Bezug auf die erste Bekanntschaft Charlottens mit ihm haben, denn ein helles Roth flammte auf ihren Wangen und ihr Blick zeigte eine seelenvolle Innigkeit.

Der Agent merkte es. „Hören Sie auf meinen Rath," sprach er boshaft das hübsche junge Mädchen fixirend, „gehen Sie nach Welldorf — haben ein Bezauberungsmittel bei sich — forschen Sie nach, ob Sie zur Verwandtschaft gehören — fehlt dort an männlichen Erben. Ist nur ein Töchterchen da, Alice — ein wahres Feenmuzchen." — Er küßte seine Finger-

spitze und warf sie exaltirt in die Luft, himmelan. Alles lachte über das „Feenmuzchen," nur Charlotte streifte mit einem Blicke wilder Eifersucht das Gesicht des jungen Mannes, der sinnend vor sich hin sah. Sie fühlte instinctmäßig die Gefahr, welche die leichtfertige Rede Belguth's über ihr Liebesverhältniß verhängt hatte, sie ahnete etwas von den Bildern voll Glanz und Glück, die sich vor Benno's Seele aufrollten und sie haßte plötzlich den lieblichen Namen „Alice."

Die naturwüchsige, unverdorbene Seele eines Landmädchens verträgt keine Wallung, die ihr nicht gehört, im Herzen und in der Phantasie des Geliebten. Und in dem Verhältnisse Charlottens und Benno's lag noch ein Geheimniß, das stärker, als gewöhnliche Liebesketten den jungen Mann zu ihren Füßen bannte. Ihr heißer leidenschaftlicher Blick weckte Benno aus seinem Nachsinnen. Er heftete sein Auge unschuldig und vertraulich auf das Mädchen und spielte die vorhin aphoristisch recitirte Pièce von Henselt voll, kräftig und mit steigender Leidenschaft. Charlotte neigte ihr blühendes Gesicht tief nieder — einige Thränen tropften über ihre rosigen Wangen und sie segnete das hereinbrechende Dämmerlicht, das diese Bewegung allen Blicken verbarg.

Die Töne verhallten — ein athemloses Schwei-

gen dankte dem Spieler, der die Herzen aller Anwesenden mit einer wunderbaren Empfindung erfüllt hatte, die Niemand kund zu geben wagte.

Charlotte sah ihn an. Ihr Blick sagte: „Ich vertraue Dir! Ich baue auf Deine Wahrhaftigkeit!"

Herr Velguth rüttelte sich gewaltsam aus dem Wirrwarr seiner gefühlsreichen Träumerei auf, erhob sich, streckte prosaisch sich dehnend die Arme aus und sprach mit spöttischer Feierlichkeit: „Nehmen Sie sich vor diesem Apollo Arion in Acht, lieber Amtmann, er bezaubert Ihr Weib und Ihre Kinder, und Ihre Thiere werden ihm folgen, wohin er sie haben will. Hat mich alten Kerl sogar zu Phantasien verlockt." —

„Beruhigen Sie sich," erwiderte der Amtmann kaltblütig. „Ich bin kein Musiknarr und behalte meine Augen hübsch offen."

Es war die erste mißtrauische Aeußerung, die dem Hausherrn entfuhr. Sie erweckte in drei Herzen eine große Besorgniß. Die Amtmännin, Charlotte und Benno tauschten einen schnellen, ängstlichen Blick.

„Wer ist Ihr Lehrer gewesen?" fragte Velguth mit wirklichem Interesse zum Flügel tretend.

Benno zögerte, dann warf er zuversichtlich sein lockiges Haar zurück von der Stirn und antwortete: „Henselt und Chopin!"

Der Agent sah ihn groß an. „Beim Brahma, das hört man!“ rief er respectvoll. „Aber wie vereinten Sie diese Lehrstunden — hier Henselt — dort Chopin — Norden und Süden —.“

Benno strich sich unbehaglich über's Gesicht und fixirte den Amtmann, der sich ganz ruhig eine Cigarre abspitzte.

„Zuerst lebte ich in Süden — als Chopin starb, zog ich nach Norden,“ antwortete der junge Mann kurz ab.

„Und dabei studirten Sie Jura?“ examinirte der Agent beharrlich.

„Allerdings studirte ich dabei,“ versetzte Herr von Schmidt mit verfinsterter Stirn sehr abweisend. Um der Inquisition ein Ende zu machen, recitirte er mit voller Kraft und Eleganz den Schluß von Beethoven's Cis-moll Phantasie.

Unter dem Rauschen dieser wildleidenschaftlichen Harmonie erstarb das Organ des Quälgeistes. Er schwieg, weil er fürchten mußte, nicht gehört zu werden. Als Herr von Schmidt endete, sprang Belguth wie ein Besessener auf ihn zu.

„Herr —“ schrie er in ungeheurer Aufregung — „Herr, Sie sind ein Virtuose ersten Wassers — Herr, wer hat Ihnen erlaubt, so zu spielen! Habe das von

Liszt, von dem Matador aller Pianopauker gehört — hat es nicht so excellent gespielt wie Sie — Herr, Sie sind ein wahrhaftiger Künstler — hängen Sie «Vorstudien zur Oekonomie» an den Nagel — spielen Sie in der Welt herum — Sie bringen es zu einem bessern Leben, als —"

Zitternd stand Charlotte, zitternd die Amtmännin bis dahin und betrachteten Beide die von Begeisterung erglühete Wange Benno's. Sie fürchteten etwas — vielleicht ein unbewußtes Wort, vielleicht eine Erklärung befriedigten Künstlerstolzes.

„Herr Belguth, Sie rasen wohl," unterbrach die Amtmännin ihn hastig. „Lassen Sie doch Herrn von Schmidt seinen Weg gehen."

Der Agent, aus dem Contexte gebracht, richtete ärgerlich seinen Blick auf sie:

„Was verstehen Sie davon, Frau Amtmännin?" herrschte er sie an. „Sind eine gute Dame, sind eine brave Dame, können vortrefflich «maître d'hôtel kochen», können scharmant «Gänse nudeln», aber weiter versteigt sich Ihr Begriffsvermögen nicht."

„Ist auch vor der Hand unnöthig," beschied ihn treuherzig, aber mit verhaltener Spottsucht der Amtmann. „Wenn Sie entzückt sind von der Spielerei des Herrn von Schmidt, so habe ich nichts dagegen,

ich, als Oekonom, wünsche etwas weniger «Spielerei» und etwas mehr «praktischen Ernst». Das sind subjective Ansichten, lieber Belguth, aber mir würde ein spielender Mann als das unnützeste Geschöpf auf Gottes Erdboden erscheinen. Herr von Schmidt kann jedoch thun und lassen, was er für gut hält."

Es trat eine ängstliche Stille ein. In Benno kämpfte etwas. Charlotte schlug die schönen Augen nicht auf. Herr Belguth ärgerte sich, aber er konnte eigentlich nicht sagen worüber. Vielleicht fand er jetzt selbst seine Exaltation übertrieben.

Jedenfalls aber herrschte ein peinvoller Ernst in dem kleinen Kreise, der gar keine Wiederanknüpfungspunkte darbot. Da griff Benno leichtsinnig entschlossen in die Tasten und rasselte in toller, karikirter Lebhaftigkeit den bekannten grand galop von Liszt ab. Es lag eine verletzende Verspottung in dieser Beantwortung des ernsten Vaterwortes, das der Amtmann indirect an ihn gerichtet hatte. Er mußte ihn jedoch mit Absicht gewählt haben, denn er sprang lachend nach der Beendigung des Stückes auf und eilte aus dem Zimmer.

„Wird mein Lebtage kein Oekonomiecommissarius!" rief Belguth pathetisch ihm nach.

„Ich werde ihn bitten, seine «Vorstudien» in einem andern Hause zu machen," fügte der Amtmann hinzu.

Charlotte verließ ebenfalls das Zimmer.

„Wo stammt er her?“ forschte Velguth, die Amtmännin von der Seite beobachtend.

„Genau weiß ich es nicht,“ antwortete Bienengräber. „Er ist so lange er denken kann eine Waise und nur von den Wohlthaten eines hochgestellten, vielleicht fürstlichen Herrn, erhielt er bis dahin seine Subsistenzmittel. Wenigstens erzählte er mir dies, als er sich bei mir als Eleve meldete. Ob es wahr ist, weiß ich nicht!“

„Frau Amtmännin weiß wohl mehr von ihm?“ inquirirte Velguth schlau mit den Augen zwinkernd. Er hatte sehr wohl ihr Einverständniß mit den beiden jungen Leuten bemerkt.

„Ich pflege mich nie um die Zöglinge meines Mannes zu bekümmern,“ entgegnete sie barsch. „Herr von Schmidt gefällt mir —“

„Und dem Fräulein Tochter auch!“ schrie Velguth auflachend dazwischen.

Der Amtmännin schwoll die Galle. Irgend ein böser Geist mußte diesen Agenten zur Unzeit hieher verschlagen haben. Es war Alles im besten Gange gewesen. Der Papa Bienengräber hatte eine bedeutende Vorliebe für Benno gezeigt, der allerdings nur unter dem Vorwande „Oekonomiestudien machen zu

wollen" hier eingeschmuggelt worden war. Papa Bienengräber war nahe daran gewesen, durch seine Vorliebe für den liebenswürdigen Mann in eine Falle zu gehen, die ihm die Gattin und die Tochter gestellt hatten. Dieser Abend mit seinen durchkreuzenden Ereignissen verdarb die ganze Anlage, dieser Abend drohete Charlottens künftiges Lebensglück zu vernichten. Aergerlich und darum zur Grobheit geneigt, wie noch nie in ihrem ganzen Leben, fuhr sie den arroganten Agenten an:

„Wenn Sie zu uns kommen wollen, um unsern Familienfrieden zu stören, so —"

„Kann ich mich unverweilt an die Luft setzen," vollendete Belguth mit gemüthlichem Pathos. „Geschieht aber nicht, meine verehrte Frau Amtmännin, bleibe die Nacht hier. Morgen kommt mein betrunkener Kutscher nebst Kutsche und Pferden von Borneberg. Ehe Kutscher, Kutsche und Pferde nicht da sind, verlasse ich Ihr Haus nicht."

„Es würde wenig Lebensart von meiner Seite verrathen, wenn ich dergleichen hätte sagen wollen," murmelte die Hausfrau beschämt und ging hinaus.

Draußen im Flur wurde sie von den weichen Armen ihrer Tochter Charlotte umschlungen und nach einem kleinen Hinterstübchen gezogen.

„Ach Mutter, Mutter," jammerte die Kleine, „mir ist himmelangst — der Agent kennt gewiß unsern Benno, er wird Alles entdecken! Und es wird nun tausend Mal schlimmer werden, als wenn ich aufrichtig zu Werke gegangen wäre. Warum habe ich mich auf diese Betrügerei eingelassen? Warum habe ich gelogen? Es geschieht mir Recht, wenn der Vater in Zorn entbrennt und Benno aus dem Hause weist."

„Höre auf mit Klagen," sprach die Mutter gefaßt. „Was ist es denn groß, daß Du den Stand des Mannes verhehltest, den Du der Liebe Deines Vaters empfahlst? Daß er Musik und nicht Jura studirt hat, wird hoffentlich Dein Vater nicht übel nehmen. Warum sind die Männer so eigensinnig, daß wir zur List unsere Zuflucht nehmen müssen."

„Es wird den Vater kränken," entgegnete Charlotte traurig, „und das thut mir weh. Hätte ich doch den Muth gehabt, ihm zu sagen: «gib mich dem Geliebten zur Frau, er ist zwar Musiker, aber er kann mich ernähren;» statt daß ich eine Geschichte erzähle von Oekonomie studiren und so weiter. Mutter, meine Lüge ist die Saat zu meinem Unglücke, Du sollst es sehen! Ich war zu keck, zu verwegen — Deine Billigung rechtfertigte mich in meinen Augen — mein armer Vater hat ein sehr undankbares Kind," schloß sie tief bewegt.

Die Amtmännin mußte im Stillen der Tochter Recht geben, aber sie überlegte besonnener, als jene, was ihnen zu thun übrig bleibe. Sie mochte denken, so viel sie wollte, das Sachverhältniß blieb dasselbe. Es war richtig, daß die Lüge, die monatelang zwischen ihnen gewuchert hatte, ein Unkraut war, welches seinen Samen fernerhin zum Schaden ihres Familienfriedens ausstreuen konnte.

Der Amtmann hatte in seiner Herzensgüte der jungen Charlotte einen Aufenthalt in der Residenz bewilligt, um Musik zu treiben, hatte ihr ein schönes Instrument gekauft und zum Dank brachte sie ihm ihren Musiklehrer in's Haus unter einer annehmbaren Maske. Offen gestand sie dem Vater ihre Liebe zu diesem Manne, aber listig verhehlte sie ihm dessen Stand, weil sie Widerstand von dem Vater zu fürchten hatte.

„Kennt der Vater erst meinen Benno," so tröstete sie sich, „dann hilft mir seine eigene wackere Gesinnung den Widerwillen besiegen."

Benno ging leichtsinnig auf die Komödie ein. Ihn amüsirte die Maskerade und er beeilte sich, seine Verbindlichkeiten in der Residenz abzustreifen, als Charlotte ihm schrieb: „ihr Vater freue sich seines Entschlusses, bei ihm zu lernen, da er dadurch Gelegenheit erhalte, ihn zu prüfen."

Benno hatte sich wunderbar gut und leicht in sein neues Verhältniß geschickt. Von einer Verlobungserklärung zwar wollte der Amtmann noch nichts wissen, allein er behandelte ihn mit der väterlichen Vertraulichkeit eines wohlwollend gesinnten Mannes, so daß Niemandem vor dem guten Ausgange bangte.

Die Amtmännin war im Geheimniß. Sie nahm es leicht bis zu dem Momente, wo ihr Mann unverhohlen seine Meinung über das Virtuosenthum Benno's aussprach. Stets bereit zu einem kleinen Kampfe mit den Eigenthümlichkeiten ihres Gatten, beschloß sie, nur die Abreise des Agenten abzuwarten, um die Geschichte auf's Reine zu bringen.

Ihre Pläne wurden durchkreuzt. Kaum hatte der Amtmann seinen Gast in's Gastzimmer geleitet und ihm „gute Nacht" gesagt, so rief er seine Hausfrau, seine Tochter und Herrn Benno von Schmidt in's Wohnzimmer.

Sie erschienen alle drei in der Voraussetzung einer Erklärung, aber dennoch mit sehr verschiedenartigen Empfindungen. Charlotte zitterte unter ihren Reuethränen und Benno fand Trotz genug in sich vor, um einem Eclat zu begegnen. Frau Bienengräber war ruhig und kaltblütig.

Der Amtmann lehnte am Ofen. Sein gebräun-

tes Gesicht verrieth weder Zorn noch Liebe. Der Strahl einer Kerze war nicht hinreichend, den ganzen weiten Raum des Wohnzimmers zu durchhellen, und Charlotte benutzte die Schatten, um sich mit ihrer Beklemmung zu verstecken.

„Tritt näher, Charlotte,“ bat ihr Vater gelassen. „Ich möchte es nicht draußen hören lassen, daß ich bis heute blind gewesen bin, und wenn Du dort stehen bleibst, so muß ich laut sprechen.“

Es bedurfte nur dieser Worte, um das weichherzige Mädchen aus aller Fassung zu bringen. Im Nu hing sie an des Vaters Hals und bedeckte ihn mit Küssen und mit Thränen. Benno fühlte sich auch gerührt. Er ergriff die harte, gebräunte Hand Bienengräber's und bat um Verzeihung.

„Nun und Du?“ fragte dieser seine Gattin, die einigermaßen verlegen der raschen Entwickelung des Familiendramas zusah. Das Lächeln Bienengräber's erhob ihren Muth.

„Man muß Euch Männer ja hinter das Licht führen,“ sprach sie scherzend, „Eure Tyrannei ist Schuld an unserer Lüge. Du verzeihest uns also?“

„Ich verzeihe,“ entgegnete der Amtmann mit tiefem, ruhigem Ernste, „aber ich gebe die Verheirathung meiner Tochter erst nach zwei Jahren zu. Hört mich,

ehe Ihr in Freudenergießungen ausbrecht. Ich halte die Verheirathung eines Künstlers für einen Meineid von vorn herein, sobald er sich jung und ohne Prüfung verpflichtet, «treu zu sein.» Ich habe ein Beispiel in meiner Familie gehabt, wonach ich dies abmessen kann, und ich bin nicht leichtsinnig genug, das Glück meines Kindes auf denselben Boden pflanzen und vertrocknen zu lassen. Ebenso wenig bin ich aber so unvernünftig, eine Treue und eine Liebe von Euch zu fordern, die sich von Erinnerungen nährt. Benno wird, ohne Verlobung, bei uns aus- und eingehen, er kann sich als Dein Stillverlobter so oft einstellen, wie er will, aber er verläßt unser Haus in den nächsten Tagen und tritt aus dem erlogenen Verhältnisse. Er ist Künstler, er ist Virtuose — Herr Velguth ist mir in dieser Hinsicht eine genügende Autorität — gut, er mag bleiben, was er ist und die Lorbeern ernten, die er beanspruchen kann. Eure pecuniären Verhältnisse ordne ich im Laufe der Zeit dergestalt, daß bei vernünftigem Haushalte nie ein Mangel Euch treffen kann."

„Vater, mein lieber Vater, Du bist unverdient gütig gegen mich," flüsterte Charlotte.

Der Amtmann strich liebkosend über ihr Gesicht und nahm dies Lob stillschweigend hin. Er wußte am besten, was ihn bei diesem Falle geneigt machte, mehr

Nachsicht zu üben, als sein hartes und schroffes Naturell sonst erwarten ließ. Die Andeutungen Belguth's auf ein Verwandtschaftsverhältniß mit einer zwar neu-adligen, aber reichen und sehr angesehenen Familie des Nachbarstaates waren geeignet gewesen, Herrn Benno in ein günstiges Licht zu stellen, und gesetzt den Fall, die Speculation auf das reiche Majorat der Schmidt-Welldorf misglückte, so mußte sich dies im Zeitraume von zwei Jahren vollständig entwickelt haben. Während Charlotte im gläubigen Vertrauen dem Vaterherzen neue und wahrhafte Unterthanenschwüre leistete, übergab der Amtmann ihr Glück verschiedenen Concessionen, die er von seiner Willenserklärung für spätere Zeit abhängig machte. Vielleicht war es die erste Ernte der ausgestreuten Lüge, daß der Vater mit dem Herzen der Tochter Speculationen begann. Man hatte gewagt mit ihm zu spielen, und es war gelungen, ihn in seiner Sorglosigkeit zu umgarnen. Warum sollte er nicht Revanche nehmen? Gelang der Plan, den er in Aussicht einer möglichen Familienverbindung Benno's mit den Schmidt-Welldorf entworfen hatte, so war die Zukunft Charlottens eine glänzende. Realisirten sich die Träume von dieser Herrlichkeit nicht, so hatte er es in der Hand, Benno zu verwerfen und sich einen passendern Schwiegersohn zu wählen. Bienengräber

gehörte zu den kalten, biedern Rechenmeistern, die das Facit stets einer Rückprobe unterwerfen und ihre Multiplication einer Division überantworten. Er speculirte ebenso redlich in Wolle, Korn, Spiritus und Kartoffeln, wie seine Ehegattin in Butter und Eiern. Dabei hob sich ihr Wohlstand und seine drei Töchter hatten die Aussicht, dereinst für gute Partien zu gelten. Sie konnten dies Relief gebrauchen, denn außer der blühenden Jugend und feurig schönen Augen nebst schönen Zähnen hatte selbst Charlotte nichts aufzuweisen, was sie in die Reihen hübscher Mädchen gestellt haben würde. Fragen wir nun, wie Benno, der phantastische Künstler, zu einem Liebesverhältnisse mit der kernigen Landschönheit gekommen war, so müssen wir mit Achselzucken auf die vielen Bündnisse hinweisen, die unter Erwägung einer erklecklichen Mitgift geschlossen werden. Wie selten findet man in der Jetztzeit, daß der Mann nicht vor seiner ausbrechenden Liebesflamme bedächtig fragt: hat das Mädchen Vermögen? Freilich, die Männer sehen sich genöthigt, danach zu fragen, ihre Einnahmen reichen nicht aus, den gräflichen und fürstlichen Pomp zu bestreiten, den die Beamten- und Bürgerfrau für ihre Verhältnisse nöthig findet, allein tiefer noch liegt die jetzige Art zu heirathen in dem Egoismus, der da meint: „was soll ich

denn anderer Leute Töchter ernähren? Weshalb meine schwer verdienten Einnahmen mit Jemand theilen?" — Die Opferwilligkeit der Liebe fällt nach gerade der Spötterei anheim, wozu die Unbesonnenheit des Jünglings das Thema liefert. Ausnahmen von der Regel gibt es zwar, aber sie stehen vereinzelt.

Charlotte schrieb die schnell entstandene Liebe Benno's ihrer Liebenswürdigkeit zu. Sie verfiel der Selbstüberschätzung aller jungen Landfräulein, die sich beachtungswerth finden, weil sie in ihrem dörflichen Kreise beachtet werden. Der Vergleich mit geistigern, feinorganisirtern Mädchen bringt diese Landdämchen immer in die mißliche Lage, lächelnd übersehen zu werden, wenn nicht die Poesie eines wohlgefüllten väterlichen Seckels ihnen zur Seite steht. Was sie an guten, braven Herzen und redlichem Gemüthe aufzuweisen haben, kommt nicht in Anrechnung bei den Kritiken der Städter. Natürlich greifen sie nun zu der allersichersten Waffe, sich den Weg zur Gunst des Stadtpublikums anzubahnen und verbreiten das magische Licht des Reichthums um ihre handfeste Erscheinung.

Schon lange zuvor, ehe Charlotte Bienengräber das Steinpflaster der Residenz betrat, erzählte man sich, daß sie gewiß funfzigtausend Thaler schwer sei.

Solche Frau konnte Herr Benno von Schmidt,

der sich von Privatstunden ernähren mußte, sehr gut gebrauchen und als er Charlotten besichtigt hatte, da war er nicht abgeneigt, sie so viel zu lieben, wie er als guter Ehemann verpflichtet war. Leider liebte das arme, gute Amtmannskind ihn sehr bald viel inniger als er es sich träumen ließ und als er es für zweckdienlich fand. Sein Gewissen regte sich bisweilen, wenn das Mädchen hingerissen von ihrem Enthusiasmus für Musik einen Abgott aus ihm machte und es kamen Stunden, wo er ihre zu tiefe Zärtlichkeit wahrhaft bedauerte, aber dessenungeachtet setzte er seine kühle Geldfreierei beharrlich fort und ging sogar, um zum Ziele zu gelangen, auf die verabredete Komödie ein.

In dem engen Kreise der Bienengräberschen Familie wurde seine Neigung für Charlotten etwas wärmer. Er fühlte sich behaglich in der honetten Bürgerlichkeit, wo der Erwerb nicht nach Stunden berechnet wurde. Charlotte erschien ihm hübsch gegen ihre beiden eben herangewachsenen grundhäßlichen Schwestern. Die Güte ihres Wesens, die Reinheit ihres Herzens und die glühende, unschuldige Hingebung für ihn erweckten den Wunsch stärker in ihm, „sie als Gattin heimführen zu können.“ Was blieb ihm zu wünschen übrig, wenn er im Besitze ausreichender Subsistenzmittel, eine brave Frau an seiner Seite, den Kunst-

aufregungen ohne Sorge hingegeben, bis an sein Lebensende wallfahrten konnte? Er begann mit unruhigerm Herzen die Abneigung des Amtmannes gegen sein elegantes Klavierspiel zu beobachten, er dachte mit Kümmerniß an eine Zertrümmerung seiner Pläne, die sich jetzt enger mit Charlotte verknüpften, als früherhin. Da trat die Erscheinung des Agenten Franz Belguth in sein abgeschlossenes Leben und rüttelte ihn aus dem halb schlaftrunkenen Zustande auf, in welchem er sich so wohl befunden hatte.

Was war nicht Alles in den paar Abendstunden geschehen? Seine Virtuosität hatte sich glänzend bewährt und einen größern Triumph errungen, als jemals! Wer in eines Künstlers Seele den echten Funken der Genialität zu belauschen Gelegenheit gehabt hat, der wird wissen, daß ein solcher Erfolg beim Einzelnen hundertfach den allgemeinen Applaus übersteigt. Benno war abgesehen von allen laxen Grundsätzen in einem Stücke wahr und zwar in der Exaltation für sein Studium. Sein Herz pochte noch immer freudig und voll Befriedigung, als er schon spät in der Nacht sein Zimmer betrat und an das feurige Lob des wunderlichen Menschen, der sich Franz Belguth nannte, zurück dachte.

Allein noch andere Träume berührten die extra-

vagante Phantasie des Virtuosen. Ihm schwebte ein Bild vor — Herr Velguth hatte es in süßlicher Schwärmerei dem Himmel gleich gestellt, hatte es in komischer Verzückung „ein Feenmuzchen“ genannt. Woher kam es, daß Benno beständig an Alice dachte, beständig den Namen Alice flüsterte, sich nach Welldorf sehnte, seine Stellung dort erträumte, des Lebens ideale Herrlichkeit an des Fräuleins Namen knüpfte und plötzlich dabei alle Lust verlor, Charlotten, das wackere liebe rosige Kind mit ihrem Reize und mit ihrem Gelde sein eigen zu nennen. Wie plebejisch erschien ihm der Name Charlotte Bienengräber. Wie? durfte er, der Künstler eine Charlotte Bienengräber an sein blumenbekränztes Dasein binden, durfte er die ätherischen Regionen eines Künstlerdaseins mit einer Heirath verunglimpfen, welche den Staub und Schmutz der Erde hinein verpflanzte?

Herr Benno von Schmidt war ein sehr leichtfertiger Mann mit luftiger Phantasie und wetterwendischem Herzen. Charlotte hatte eine dunkle Ahnung von diesen Charakterschwächen. Sie zeigte bisweilen eine Eifersucht, die einer Othello'schen gleich kam. Ganz insgeheim gestand sie sich oftmals, daß ihrem Geliebten viel Stoff von zeitgemäßen Männerfehlern innewohne, allein ihr Herz hing zu innig an ihm, als daß sie

nicht geneigt sein sollte, ihm Alles zu vergeben, wenn er reuemüthig sein Unrecht eingestand. Kleine Scenen waren schon gespielt.

Den größern und wichtigern Auftritten, die in's Mark des Lebens greifen, war das gute Kind so fremd, daß sie sich nicht davor fürchtete. Sie beurtheilte das Leben nach dem Beispiele ihres Vaterhauses. Vater und Mutter waren auch bisweilen unzufrieden mit einander und ihre verschiedenen Meinungen arteten in Wortgefechte aus, die dann in einem mehrtägigen Schmollen verliefen.

Etwas Anderes glaubte sie auch nicht beanspruchen zu dürfen, wenn sie sich nicht selbst in die Kategorie „sentimentaler Schwärmerinnen" setzen wollte. Sie meinte in ihrer naturwüchsigen Lebensansicht, daß sie ganz gewiß sehr glücklich mit Benno leben und seine Triumphe mit ihm theilen würde. Sie sah sich selbst berühmt, weil er, der gefeierte Künstler, berühmt war, sie glaubte eine Stufe besonderer Ehre an seiner Seite zu betreten und bedachte nicht, daß er ein bezahlter Mann sein würde, der die Geselligkeit der Welt durch sein Talent heben solle. Ihre Gedanken ergingen sich in Grafen-, Fürsten-, König- und Kaisersalons, wo Alles schwieg, wenn ihr Geliebter die schmalen, weißen Hände auf die Tasten legte. O, wie ihr junges und unerfahrenes Herz vor Entzücken



hüpfte, daß sie einstmals an seiner Seite, einen cordialen Umgang mit allen Potentaten des Erdballs pflegen könne — sie trat in diesem Gedanken fester auf, blickte sich kühner um, lächelte huldvoll, grüßte herablassend, winkte gnädig mit der Hand und hob ihre hübsche kleine Stumpfnase so hoch, so hoch bis sie beinahe mit ihrem Dorfkirchthurm gleich war. Dabei hatte sie aber ganz regelmäßige Vorschriften an ihren künftigen, berühmten Klaviervirtuosen zu machen. Er durfte sich in keine Fürstin oder Herzogin verlieben, er sollte und mußte, selbst wenn diese Damen, wie sie manchmal gehört und gelesen hatte, sich sterblich in ihn verliebt haben würden, kalt wie Eis und rein wie frischgefallener Schnee ihnen gegenüberstehen. Er durfte den Herzoginnen, Fürstinnen, Gräfinnen und Baronessen keinen alten Handschuh schenken, woraus sie sich Amulette oder sonst dergleichen Andenken an ihn machen konnten; wollten sie sich sonst blamiren und das Wasser aus dem Glase, das er nicht ausgetrunken hatte, so lange in ihren Flacons aufheben, bis es faul war, so hatte sie nichts dagegen. Er mochte die ganze Damenwelt zur Raserei bringen, aber er sollte und mußte nur sie im Herzen tragen, sollte und mußte nur ihrer Liebe bedürfen, sollte und mußte mit einem Siegeslächeln sämmtliche Gräfinnen der Welt schmachten lassen.

Während Charlotte, das gute alberne Kind in der Stille der Nacht solchergestalt die Thesen zu ihrer ehelichen Verbindung entwarf, während derselben Zeit träumte Benno, der gefeierte und berühmte Künstler, von Schloß Welldorf, sah sich als Verwandter dort aufgenommen, suchte nach seiner Abstammung von Einem der acht Stammhalter, und fand sich endlich Aug' in Auge mit einem himmlisch schönen Wesen, das er „Alice“ nannte. —

Am Morgen waren beide Leutchen nüchtern. Charlotte bemerkte, wie viel Zeit sie noch zu verleben hatte, bevor sie mit Fürstinnen und Gräfinnen auf „Du und Du“ kommen konnte und sie servirte mit höchster Gelassenheit ihrem Vater den Kaffee, dabei beschließend, sich während der Frist Hemden zu nähen und Strümpfe zu stricken für den Zeitpunkt ihrer ungeheuern Standeserhebung.

Herr Benno fühlte nicht ganz so resignirt. Er dachte daran, daß er in der Residenz einige Anweisungen auf seine baldige Heirath mit der funfzigtausend Thaler-Tochter des Amtmann Bienengräber gegeben hatte und daß die Leute, welche solche Anweisung erhalten hatten, schwerlich geneigt sein dürften, zwei Jahre auf ihr Geld zu warten. Die Ueberlegungen dieses unerwünschten Casus furchten seine jugendliche Stirn.

Er trat verdrießlich in das Wohnzimmer, wo Charlotte dem Vater Kaffee einschenkte und mit liebenswürdiger Geduld alle die Stiche und Maschen berechnete, welche sie noch zu machen hatte, bevor sie heirathen konnte.

Herr Franz Velguth schlief noch. Sein betrunken gewesener Kutscher war jedoch schon angelangt und hatte die reparirte Kutsche stattlich langsam vor der Thür aufgefahren. Während die Pferde im Stalle den Hafer Birnengräber's kosteten, versuchte der Kutscher sein Kopfweh, eine richtige Folge der übermäßigen Branntweinverconsumirung, mit einer Tasse Verwalterkaffee zu vertreiben.

Dem liebenden Blicke Charlottens entging die Wolke des Mißmuthes nicht, die Benno's Gesicht verunstaltete. Vorsorglich ihres Vaters gute Laune behütend, die davon abhing, daß er als die Hauptperson des Haushaltes betrachtet wurde, schenkte sie ihm erst die zweite Tasse Kaffee ein, deckte den Deckel darauf, um den selbstmörderischen Gelüsten der Fliegen eine Schranke zu bauen und stellte sie dicht vor ihn hin. Dann erst machte sie Benno's Tasse zurecht und indem sie ihm dieselbe darbot, strich sie vielsagend lächelnd über seine düstere Stirn.

Er beantwortete das unschuldige Liebeszeichen durch eine unmuthige Geberde. Bekümmert sah sie

ihn an. „Bist du mir böse?“ fragte sie weichmüthig.

Statt einer Antwort küßte er ihre Hand und betrachtete dabei zum ersten Male die kurzen, dicken Finger mit den tief abgeschnittenen Nägeln unter Widerwillen.

„Eine ächte Bauernhand, trotzdem sie weiß und weich ist,“ dachte er ärgerlich.

Als ob diese Hand nicht immer so ausgesehen hätte!

Glücklicherweise für das arme Kind polterte in diesem Augenblicke Herr Belguth die Treppe herab und verhinderte, daß der junge Mann seinem ungerechten Unmuth Worte gab.

„Ist Kutscher da?“ schrie draußen Herr Belguth. „In einer Viertelstunde anspannen!“ Er öffnete die Thür. Ohne sich im geringsten um die Anwesenheit des jungen Brautpaares zu kümmern, fragte er, auf den Amtmann zuschreitend: „Bleibt dabei? Bin zufrieden mit der Lieferung — bleibt fest zum October — komme wieder! Will nun fort — muß nach Aschersleben, von dort über Braunschweig nach Hannover — Courierzug geht um elf Uhr dreißig Minuten.“

„Sie werden doch erst Kaffee trinken,“ bat Charlotte, lachend vortretend, weil Belguth wider alle Artigkeitsregeln, sie gänzlich ignorirte.

„Kaffee —? Sagten Sie Kaffee? Niemals Kaffee, mein Fräulein. Haben Sie Gurke, frische sauere Gurke in Salz eingemacht? Geben Sie mir Gurke und ein Glas Champagner," — entgegnete Belguth, seine Weste über das unsauber gewordene Hemd knöpfend.

„Aber Herr Belguth," wagte Charlotte einzuwenden. „Verträgt sich denn das und schon früh Morgens mit nüchternem Magen?"

„Vortrefflich!" rief Belguth. „Eilen Sie! Kaffee ist «bosch» für mich. Ah — sieh da — der Virtuose von gestern," wendete er sich mit augenblicklicher Erinnerung um zu Benno, der sichtlich gelangweilt am Fenster stand. „Nehmen Sie Rath an, junger Mann — gehen Sie nicht zur Oekonomie über, sondern zur Musik — Ihre Vorstudien zur Musik haben sie schon gemacht —"

„Allerdings," unterbrach der Amtmann ihn sehr schnell. „Wir haben uns gestern nur einen Scherz mit Ihnen erlaubt! Herr von Schmidt hat sich der Musik gewidmet. —"

„Ganz schön, werden schon Glück machen!" rief Belguth und biß herzhaft in eine große Schlangengurke, die ihm Charlotte eilig präsentirte. „Kommen Sie mit, Herr von Schmidt. Habe in Braunschweig Freunde — die Quartettmüllers — ist leider kein Quartett

mehr, ist defect geworden, fehlen zwei. Auch den Litolf und noch andere kenne ich. Gehen Sie mit nach Hannover. — Arrangiren Ihnen ein Concert."

Eine auffallende Heiterkeit überstrahlte Benno's verfinstertes Gesicht. Sein Blick wendete sich blitzschnell zu Charlotte. Sie verstand die stumme Frage und obgleich ein leichter Schmerz ihre Brust durchzuckte, so sagte sie doch sehr freundlich, „den Vorschlag nehmen Sie an."

Blinzelnd nickte der Agent. „Haben ihn gut gezogen —" flüsterte er. Charlotte ging erröthend hinaus und Benno folgte ihr, um sich wirklich zur Fahrt fertig zu machen. Charlotte trat ihm oben an der Treppe entgegen, als er, umgekleidet und seine Reisetasche über der Schulter hinabeilen wollte.

Er umfaßte sie in einem Anfluge wahrhafter Herzlichkeit und preßte seine Lippen heiß auf ihren purpurrothen Mund. „Leb' wohl, mein süßes Mädchen," flüsterte er. In einsamen Zusammensein nannten sie sich „Du."

„Ich komme in einigen Tagen zurück, bis dahin hat sich der Zwiespalt im Vater ausgeglichen und wir wollen versuchen, ihn zu einer Verkürzung unserer Prüfungszeit zu überreden. Mein Koffer bleibt hier. Sollte ich der Sachen benöthigt sein, die darin ver-

wahrt liegen, so schreibe ich Dir, mein geliebtes Kind.“ Er küßte ihr die Thränen vom Auge. „Weine nicht, Charlotte. Es ist freilich anders gekommen, als ich hoffte, aber wir haben doch die Aussicht auf Glück nicht ganz eingebüßt. Weine nicht. Versuche den Vater günstig zu stimmen. — Jedenfalls sehen wir uns heiterer wieder, als wir jetzt scheiden.“

Charlotte erschien fassungslos. Ihre Brust hob sich unter dem Krampfe eines tiefen Schmerzes, ihre Lippen bebten unter seinem leidenschaftlichen Abschiedskusse und sie hing mit erbleichten Wangen und erloschenen Augen in seinen Armen.

Kein Wort kam über ihre Lippen, nur ihre Augen gewannen auf eine kurze Zeit wieder Leben und Ausdruck und darin war denn deutlich zu lesen, daß sie ihn unaussprechlich lieb hatte und ihn bat, ihr treu zu bleiben. Er eilte hinab auf Velguth's Ruf. Sie blieb oben am Fenster stehen, blickte starr auf den Wagen hinab und hielt die Hände, die armen, verachteten und mit Widerwillen betrachteten Bauernhände krampfhaft auf dem heftig pochenden Herzen.

Benno stieg ein. Noch einmal richtete er den Blick suchend umher, er fand die Geliebte und grüßte sie mit zerstreutem Lächeln. Die Pferde zogen an, der Wagen bog um das Haus — Charlotte blieb wie betäubt

am Fenster stehen. — War es denn möglich? Benno fort — vielleicht auf ewig?

Wie öde erschien das Haus. Wie langweilig das Leben darin! Wie trübselig langsam verfloß der Tag. Zuletzt griff sie zu einem Mittel, das sonst sich probat erwiesen hatte. Sie nahm die Noten vor und wollte etwas spielen. Nun brach vollends ihre Fassung zusammen.

„O, warum, warum liebt man einen Menschen so sehr, wenn es uns nur herzzerreißende Qual verursacht," murmelte sie, ihre weinenden Augen in den Händen verbergend.

Am zweiten Tage wurde es ein klein wenig besser, aber ihre Heiterkeit blieb verschwunden. Besorgt blickte der Amtmann sie von der Seite an. Charlotte war sein Lieblingskind. Ihre bleichern Wangen mißfielen ihm, aber er mußte doch erst abwarten, ob die Rosen nicht wieder kamen.

Zehn Tage vergingen. Der elfte kam heraufgezogen mit allem Glanze und entfernte sich wieder mit aller Pracht und noch immer blieben die Wangen seiner Tochter bleich und der Blick des Auges matt. Noch ein Tag sollte verfließen, dann wollte er mit ihr reden und ihr freistellen, gleich zu heirathen.

Mittags kam der Postbote. „Fräulein Charlotte

Bienengräber — aus Cassel —“ schrie er lustig in’s Haus hinein.

Verwundert wiederholten alle Bienengräbers aus einem Munde:

„Aus Cassel?“

Der Brief war von Benno. Er schrieb heiter und in sehr gemächlichem Tone. Es war ihm geglückt. Er hatte in Braunschweig gespielt mit Erfolg sowohl in der Anerkennung, als in pekuniärer Hinsicht. In Hannover ebenfalls. Jetzt wollte er in Cassel spielen. Und dann wollte er südlich und westlich und östlich Concerte geben. Ihm schien wohl, wie einem Fische im Wasser, der lange im Trockenen gelegen. Er hatte guten Muth, zeigte viel freudige Lebenslust und verrieth einige Sehnsucht nach seiner hübschen Charlotte. Außerdem bat er, seinen Koffer nach Cassel zu senden, weil er bis zum Herbste auszubleiben gedenke. Dann aber meinte er so viel erworben zu haben, um in Charlottens Nähe die Prüfungszeit, die der gestrenge Vater anzuordnen beliebt hatte, verleben zu können.“ — —

Es war ein guter, freundlicher Brief, aber Charlotte, in ihrer gesteigerten Schwärmerei und in dem Gefühle einer Liebe, die ganz andere Worte erfunden haben würde um den Schmerz der Trennung zu beklagen, legte todtenblaß das Papier zusammen und steckte es

in ihre Schürzentasche. Auf die Frage der Eltern fand sie nur die kurze Antwort: „Benno wünscht, daß wir ihm seinen Koffer nachschicken, er will eine weitere Kunstreise antreten, um Geld zu verdienen."

„Dazu braucht er nicht zu reisen," brummte der Amtmann, dem bei der zunehmenden Blässe seines Töchterchens unbehaglich zu Muthe war."

„Was bleibt ihm weiter übrig?" warf die Amtmännin ein, die ihre Geschosse immer richtig zu versenden suchte. „Soll Benno zwei Jahre lang auf Deine Güte warten und dabei verhungern? Er hat Dir ja selbst gestanden, daß er ohne Vermögen ist; danach konntest du abmessen, was ihm, während der vorgeschriebenen Prüfungszeit, zu thun übrig bleibt."

Der Amtmann schwieg, aber seine festgegründeten Pläne erlitten eine merkliche Erschütterung. Von seinem Gesichtspunkte aus, betrachtete er sich fälschlich als die Ursache der blassen Wangen, die Charlotte zur Schau trug, und er bestimmte im Stillen einen weit frühern Zeitpunkt zu der Verheirathung derselben, um das Gesicht der Tochter wieder rosig zu sehen.

Der Koffer Benno's wurde gepackt. Mit mütterlicher Sorge übernahm die Amtmännin die Ergänzung des Mangelnden, legte feine Hemden und neue Strümpfe in Ueberfluß hinzu, behielt alte Kleidungsstücke unter

dem Vorwande, „sie verschenken zu wollen“ und ersetzte sie durch einige Banknoten, damit Benno „neue Röcke und Beinkleider“ kaufen könne. Ihr gutes Herz fühlte sich ganz in ihrem Elemente, indem sie Mutterpflichten übernahm und Muttersorgfalt übte.

Weniger liebenswürdig zeigte sich Charlotte. Sie schrieb eine lange Epistel voll sentimentaler Anklagen, die gut stylisirt, aber schlecht angewendet waren. Sie stellte sich selbst darin als eine verlassene Braut dar, die „dem Eden ihrer süßen Träume entrückt“ in der krassen prosaischen Wirklichkeit keine Stätte findet, sich fernerhin nützlich zu machen. Ihre Sehnsucht nach dem Geliebten ergoß sich in unerträglich hochtrabenden Tiraden, die allerdings einem gleich glühend entzündetem Manne vielleicht „himmlisches Manna“ für sein darbendes Herz gewesen wären, aber dem jungen Herrn Benno, der erst gefragt hatte, „ob Charlotte auch hinreichend Geld besitze“ bevor er sie seiner Liebe werth zu halten beschloß, einen Todesschrecken einjagten.

Er überlegte, düstern Gedanken hingegeben, was er mit so „fürchterlich viel Liebe“ anfangen sollte und meinte ganz naiv, „viel Geld und weniger Liebe“ würden zu seinem Wohlbehagen zuträglicher sein.

Die praktische Mutterliebe der Amtmännin hatte mehr seinen Beifall. Er fand die alten Hosen und

Röcke und Westen durch die Banknoten hinlänglich bezahlt und zögerte nicht, bei dem besten Schneider in Cassel die „ausgeführten alten Kleider“ zu ersetzen. Bei diesem Gefühle beschlich ihn der Gedanke, daß die Mutter für ihn viel besser passe, als die Tochter.

Vielleicht ist Herr Benno von Schmidt nicht der Einzige in der Welt, der zu den Fahnen dieser bequemen Lebensphilosophie schwört.

Er ließ zwei Tage vergehen ehe er sich anschickte, den Trauerbrief seiner Geliebten zu beantworten, und er gab sich während dieser Zeit alle ersinnliche Mühe, in eine recht elegisch süße Stimmung zu kommen. Als ihm das durchaus nicht glücken wollte, schickte er in halber Verzweiflung nach der ersten besten Leihbibliothek und ließ sich den allerzärtlichsten „Roman in Briefen“ ausbitten.

Der Leihbibliothekar war ein vortrefflicher Bücherkenner. Er sendete ein Exemplar, das für alle Phasen eines rechtschaffen exaltirten Liebeslebens ausreichenden Stoff verarbeitete, und Benno copirte ohne Bedenken den ersten besten Brief eines „gewissen Adolar“ an eine „gewisse Hermione,“ nur daß er statt des Namens der „überschwänglich geliebten, mit Götterworten und Götterkräften bis zu den Sternen erhobenen Hermione“ mit treuer Consequenz den prosaischen Namen

„Charlotte" setzte. Die herzzerfleischende Liebe des guten Adolar, den er als gedrucktes Beispiel vor sich liegen hatte, entlockte ihm zwar mehrmals ein stilles Lächeln, aber er nahm an, daß Dasjenige, was gedruckt sei, zuverlässig eine Wahrheit des Gefühls bekunde, und er bedauerte seine Herzensconstruction, die ihn von solcher menschenmörderischer Empfindung ausschloß.

Dabei überfielen ihn aber doch Gewissensbisse, als er sein Petschaft auf den copirten Liebesschmerz drückte, und nur die wirkliche Unmöglichkeit, aus eigenen Gefühlserfahrungen solche exemplarisch hochtrabende Liebesepisteln fabriciren zu können, verleitete ihn, das Schreiben dennoch abgehen zu lassen.

Charlotte empfing mit ahnungsvollem Herzen diesen Brief. Ihr Zittern verrieth eine krankhafte Aufregung. — Der Amtmann sah sie verstohlen an — sein Vaterherz flammte auf — mit innerlicher Energie warf er alle seine Scrupel von seiner Seele. Er beschloß seine Tochter von dieser Pein zu erlösen.

Während er das beschloß, eilte Charlotte auf ihr Stübchen und las Benno's Brief. Ein Freudejauchzen entrang sich ihren Lippen, sie trauete ihren Augen nicht! Sie glaubte jetzt die schwindelnde Höhe eines Liebesglückes erreicht zu haben. Welche süße und dabei er-

hebende Schmeichelei lag in jedem Worte — wie armselig trocken und langweilig war dagegen die heitere Wahrheit seines ersten Briefes, wo er sie „meine liebe gute Charlotte“ anredete?

Tausendmal küßte sie die Zeilen und dann als sie, müde von den aufregenden Thränen, womit sie den Ausdruck seiner Liebe in sich aufgenommen hatte, das Blatt Papier zusammenfaltete, da barg sie es nicht in der Schürzentasche, sondern legte es dicht auf ihr klopfendes Herz. So thöricht ist bisweilen die Liebe, wenn sie die Bahn der Vernunft verläßt.

Am andern Tage eröffnete ihr der Amtmann, daß er geneigt sei, ihre Hochzeit in den ersten Tagen des neuen Jahres, also anderthalb Jahre früher, als er zuerst bestimmte, zu feiern und er trug ihr auf, Benno zu fragen, ob es ausreichend sei, wenn er für ihre Wirthschaft vierteljährlich vierhundert Thaler einschieße.

Der erste Moment der freudigen Ueberraschung brachte das junge Mädchen wieder an den Hals des Vaters, der sie herzlich an sich drückte. Dann aber flog sie zum Schreibtische und beantwortete mit wonneseligem Herzen den Prachtbrief Benno's.

Mit diesem Tage veränderte sich ihr ganzes Leben. Ihre Zukunft erschien ihr sichergestellt und ihre Liebesangelegenheit befriedigte ihre Phantasie. Dabei blüheten

natürlich die Rosen ihrer Wangen wieder und die Augen zeigten mehr Glanz als jemals. Der Amtmann maß sich die Schuld an ihrer glücklichen Veränderung bei, aber wir fürchten, ihr Glück gründete sich auf die fortgesetzte trugvolle Correspondenz mit Benno, welcher seinem angebahnten Wege treu blieb und als Conterfei des Romanhelden Adolar sein Heil versuchte. Die Heirath, mit den vierhundert Thalern vierteljähriger Einnahme als Fixum, war ihm ganz gelegen und er versprach sogleich zurückzukehren, wenn er den Verbindlichkeiten genügt, die er bereits eingegangen sei.

Der Briefwechsel zog sich regelmäßig durch einige Monate fort, bis Benno endlich Charlottens Brief plötzlich unbeantwortet ließ und ein zweiter, den sie, ängstlich werdend, hinterher schickte, sogar unverrichteter Sache zurückkam. „Unbestellbar," weil Herr Benno von Schmidt in Frankfurt, woselbst er einige Tage gewesen, nicht mehr anwesend sei, hieß die erschütternde Nachricht des Postamtes, welches den Brief Charlottens zurücksendete.

Was sollte das heißen? Das Mädchen nahm mit Entsetzen und Verzweiflung eine Durchsicht ihrer Correspondenz vor, um daraus einen Grund des unerklärlichen Vorganges zu suchen. Sie fand nichts. Keine Andeutung über den Verlauf seiner Reisetour — aber

auch keine Veränderung in seinen Gefühlsausdrücken. Zärtliche Schmeicheleien wechselten mit tiefsinnigen Betrachtungen über das Leben der Liebe und über die Liebe der Menschen. Geist, Herz, Seele und Gemüth in göttlicher Harmonie, umflochten mit hinreißenden Redensarten — nein, untreu war Benno nicht! — Er mußte todt sein, ermordet von ruchloser Hand mitten in seiner „Liebesseligkeit". — Charlotte gerieth außer sich bei dem Gedanken und brachte das ganze Haus mit ihren Schmerzensausbrüchen in Schrecken. Es begannen qualvolle Tage. Der Amtmann setzte sich mit der Polizeibehörde in Rapport und bat um Aufschluß des räthselhaften Verschwindens eines Mannes, der doch nicht ganz unbemerkt geblieben sein konnte. Die Antwort der Behörde besserte wenig. Nur daß er nicht ermordet sei, glaubte man fest versichern zu können, sonst wußte man nichts über seinen Verbleib zu berichten.

„Er kommt —" tröstete die Mutter. „Er kommt und überrascht uns" — sprach der Vater. Darüber verging ein langer Tag der Erwartung nach dem andern, allein Benno kam nicht, schrieb nicht und man hörte nichts von ihm.

Wo der Gram einkehrt, weicht der Frohsinn. Der Amthof, sonst ein Asyl des fröhlichen Friedens, schien öder seit dem Verschwinden des jungen Mannes.

Charlotte behauptete: „er sei todt“ — Sie legte Trauergewänder an, packte ihre Ausstattung in die Kisten und las nichts, als die schönen Briefe, die Denkmäler einer unglücklich zerstörten Liebe. Der Herbst mit seinen trüben, heitern und kalten Tagen zog an Charlotten vorüber und sie wußte es kaum. Als der Winter sein Schneekleid über die Fluren deckte, da wich ihr Schmerz einer gemilderten Trauer. Sie betete nicht mehr so inbrünstig um ihren Tod, der sie mit dem Geliebten wiedervereinigen konnte. Bisweilen flog schon ein Scherz von ihren Lippen und sie begann, ohne Krämpfe zu bekommen, ihr Klavierspiel wieder.

Jetzt überlassen wir das gute Mädchen ohne Sorgen den kleinen Nachwehen ihres Grams und wenden uns der Gegend zu, wo bekannte Gestalten uns entgegentreten, deren Jugend verschwunden ist und mit ihr viel von den Illusionen, die Glück verhießen. —

Zweites Capitel.

Das Dorf Welldorf lag auf einer jener Verflachungen der Gebirgskette, die gegen die daran schließende Niederung immer noch eine gewisse Erhöhung zu nennen ist. Von dem wellenförmigen Erdgebilde trug das Dorf seinen Namen. Es reihete sich kreisförmig um den höchsten Punkt, auf welchem das Schloß lag und ein stark fließender kleiner Strom durchschnitt die Wiesen und Gärten des Dorfes, ihnen Anmuth und Leben verleihend.

Das Schloß hatte in den letzten vierzig Jahren eine wesentliche Verschönerung erlitten. Dem einfachen Gebäude waren Seitenflügel angehängt, prachtvolle Terrassen führten zu der Vorderfront hinauf, während die übrigen Seiten von Parkanlagen ganz eingehüllt erschienen.

Man sah den Reichthum der Besitzer in jeder Anlage, ohne daß die noble Einfachheit dadurch beeinträchtigt wurde.

Innen im Schlosse war auch Alles anders geworden. Die Zimmer des alten Schlosses zeigten mehr veredelten Geschmack wie sonst, und der neue Anbau imponirte durch großartige Anlage.

Man konnte nicht zweifeln, daß die Besitzer in den letzten Jahrzehnten mit großer Vorliebe gebauet und gebessert hatten und daß die Besitzung einen Werth in ihren Augen gehabt hatte.

Es war ein schöner Sommertag mit bewegter Luft und fliegenden Wölkchen, — vielleicht derselbe Tag, wo der Agent Franz Velguth beim Amtmann Bienengräber eintraf — als ein bleicher, schlanker Mann von kaum vierzig Jahren langsam aus dem Seitenflügel rechter Hand auf die Terrasse trat und aufmerksam das Wetter beobachtete. Die frische Luftströmung hob sein lockiges Haar von der krankhaft weißen Stirn und spielte warm und leise um sein blasses Gesicht. Ein träumerisches Lächeln zeigte sich, als er still betrachtend über das Dorf mit seinen Gärten hinwegschauete und den Lauf des spiegelhellen Flusses verfolgte. Ein schmerzliches Lächeln aber drängte sich hervor, als er dann zum Himmel emporsah, die

kleinen weißen Wölkchen beobachtete und sich wie in Frost erschauernd, wieder nach dem Balkonfenster wendete, aus dem er hervorgetreten war. Es lag eine gewaltige Schlaffheit, eine entsetzliche Müdigkeit in dem schleichenden Gange, womit er zurückschritt und der Ton seiner Stimme klang krankhaft ergeben, als er dicht am Eingange sagte:

„Nein, Alice, es ist zu windig!“

Im selben Augenblicke erschien ein junges Mädchen auf der Schwelle, blickte sanft und freundlich rund um und dann auf dem mattherzigen Herrn, der vor ihr stand.

„Papa, der leise liebliche Wind schadet Dir nicht,“ entgegnete sie mit bittendem Tone.

„Möglich, meine Kleine, aber er ist mir unangenehm. Mich friert!“

Alice hing sich schmeichelnd an seinen Arm. „Nur eine Viertelstunde, lieber Papa, laß uns fahren — nur der dichtbelaubten Parkweg einmal auf und ab — sieh, den Doctor will es so gern — Großmama fährt mit — sie war so sehr freudig bewegt, daß Du endlich einmal den Wald wiedersehen wolltest, wo Du sonst so gern weiltest.“ —

„Ja sonst, Alice,“ wiederholte der Herr und strich traurig über seine Stirn. „Wozu soll ich den Wald

noch sehen — heute oder morgen ist es zu Ende mit mir und dann ist's gleich, ob ich ihn gesehen habe."

Alice neigte ihr reizendes Gesicht tief nieder, damit ihr Vater ihre Thränen nicht sehen sollte. Mit demüthiger Schmiegsamkeit ergab sie sich diesem Urtheile, das weniger aus einer Ueberzeugung entsprang, als seinen Sitz in einer gewissen Gemüthskrankheit hatte. Der Wagen, welcher seitwärts aufgefahren war, um den Regierungsrath von Schmidt endlich gewaltsam dem trübseligen Einerlei seiner langsam vorschreitenden Genesung zu entreißen, wendete auf Alicens Wink um und fuhr kaum hörbar wieder in den Hof zurück.

Dieselbe Scene spielte nun tagtäglich seit vierzehn Tagen zur Betrübniß des rathlosen Arztes und zur Verzweiflung Alicens. Es lag eine entsetzliche Kraftlosigkeit der Seele in diesem Manne, der bis zu dem Augenblicke, wo er seine geliebte Frau und zwei blühende Söhne einem herrschenden Nervenfieber unterliegen sehen mußte, ein heiterer und lebensmuthiger Mensch gewesen war.

An dem Tage, der ihm den letzten Knaben raubte, wurde er auch ein Opfer der Epidemie. Aber der Tod schlich sich nur verheerend an ihn heran, und ließ ihm das Leben mit der halb irren Idee, daß es dennoch mit ihm aus sei.

Sein alter Vater, der noch immer stattlich feste Primus der Familie, litt unbeschreiblich unter der Laune seiner eigensinnigen Weichlichkeit, die allerdings am letzten Ende seine Auflösung beschleunigen mußte. Man erfand täglich neue Mittel, den armen Kranken nur einmal frei von seiner hypochondrischen Grille zu machen, ihn nur erst ein einziges Mal aus dem Winkel seines Zimmers, wo er in Pelze und Decken gehüllt vor eingebildetem Froste schauerte, herauszulocken, allein bis jetzt bewiesen sich alle Versuche vergeblich.

Der Regierungsrath versprach auszugehen, auszureiten und auszufahren, sowie das „Wetter schön genug sei" und dann gab er jedesmal das Urtheil: „das Wetter wäre durchaus nicht geeignet zu einem Ausfluge."

Alice, sein einzig übrig gebliebenes Kind, der älteste Sprößling einer glücklichen Ehe, widmete ihre ganze Jugendheiterkeit dem leidenden Vater, sie bekämpfte heroisch die Trauer um die Mutter und um die beiden Brüder, wenn sie neben ihm weilte und malte ihm die Zukunft mit so lichten Farben, wie nur möglich. Der Regierungsrath fühlte ihren Einfluß, Er entbehrte das Kind nicht gern eine Minute, war aber in seinem Körper- und Gemüthsleiden so egoistisch,

daß er nicht bedachte, wie ein solches Begetiren vernichtend auf ein zartes funfzehnjähriges Mädchen wirken müsse. Sie war gesund. Aber sie verbleichte in dem Dunste des Krankenzimmers, das der Eigensinn beharrlich schloß, und ihre frische Fröhlichkeit verkehrte sich in eine gereizte, anmaßende Stimmung, die sich in der Wichtigkeit ihres Amtes keinen Widerspruch entgegenstellen ließ.

Der Wagen war richtig zum funfzehnten Male unverrichteter Sache wieder weggefahren, und der Regierungsrath wickelte sich ganz behaglich in seine Pelze ein, als die Thür seines Zimmers geöffnet wurde und seine Mutter eintrat.

Mit der sichern und festen Haltung einer gut conservirten Matrone von sechzig Jahren blieb sie auf der Schwelle stehen und richtete mißbilligend ihr Auge auf den kranken Sohn.

„Was soll das heißen, mein lieber Sohn?“ fragte sie sanft, aber tadelnd. „Ich warte auf Dich und Du sendest den Wagen wieder weg.“

„Es ist zu windig, Mutter — wahrhaftig es ist zu windig,“ klagte der Kranke. „Morgen wollen wir sehen, morgen.“ Er kauerte sich zusammen und legte müde den Kopf an die hohe Lehne seines Sessels.

Die Oberkammerherrin trat näher. Ob sie Schmerz,

ob sie Unmuth fühlte, das konnte man in dem scharf-aristokratischen Gesichte nicht lesen. Sie legte ihre weiße schmale Hand auf sein lockiges Haar und sagte eben so ruhig wie vorhin:

„Du bist zwar meinen Befehlen entwachsen, aber ich werde dennoch Gebrauch von meinen frühern Rechten machen müssen, um Dich endlich aus diesen trostlosen Zustande befreit zu sehen.“

„O, Mutter, mein Zustand ist gut, sobald ich nur ungestört in meinen weichen Decken sitze und keine Luft fühle. Die paar Tage, die ich noch zu leben habe, laß mich nur so zubringen.“ Er lächelte zu ihr auf und sie bog sich mit einem krampfhaften Aufschluchzen zu seiner Stirn nieder. Die starken Fesseln der Selbstbeherrschung sprangen im Nu vor diesem Worte.

„Ist es doch, als ruhe ein Fluch auf uns und auf unserm Hause,“ sprach Sie nach einer Pause, in welcher sie wieder Herrin ihrer selbst geworden war. „Alle meine Kinder todt, bis auf Dich, Du theurer Erstgeborener. Die Brüder Deines Vaters — alle todt! Deine Kinder todt bis auf das zarte Blümchen.“ — Sie sah mit unendlicher Innigkeit auf Alice nieder, welche, ihre großen himmelblauen Augen von Thränen verschleiert, zu ihr aufblickte. „Deine liebenswürdige Gattin todt — wohin ich blicke, Gräber und Grab-



kreuze — mein Gott, womit haben wir dies schwere Schicksal verdient!“ Die alte Dame rang die Hände in einander und blickte stumpf vor sich hin. Plötzlich schien ein Gedanke durch ihr Gehirn zu fliegen und eine Erinnerung in ihr wach zu werden. Sie fuhr auf und sah sich etwas wild um.

„Wie kommt sein Andenken gerade jetzt plötzlich in mich zurück?“ fragte sie beklommen wie zu sich selbst sprechend. Der Regierungsrath sah sie aufmerksam und befremdet an. Alice stand auf und umfaßte sie mit einigen beschwichtigenden Worten.

„Was meinst Du, Großmama?“ forschte sie neugierig, als die Oberkammerherrin wehmüthig hinzufügte: „Es ist der 29. Mai, der Tag, wo er Angesichts seiner Brüder, die Alle dahin sind bis auf Euren Vater und Euren Onkel Victor, die Taufe empfing. Wunderbar — ich habe seiner seit vielen Jahren nicht gedacht — sollte er in seiner Vermessenheit des Himmels Fluch auf unser Haupt geschleudert haben?“

„Ich weiß nicht, Mutter, von wem Du eigentlich sprichst,“ entgegnete der Regierungsrath mit leichterm Tone, als vorher, „aber ich denke der Himmel wird nicht so unbarmherzig sein, einen Fluch zu realisiren, den irgend ein Unhold auf arme unschuldige Menschen zu schleudern Miene macht.“

Alice aber sah mit einem Ausdrucke stiller, entsetzter Furcht in das farblose und traurige Gesicht ihrer Großmutter. Es stimmte mit ihren trostlosen Träumereien überein, daß sie Alle einem Fatum erliegen und die ganze, schöne Herrlichkeit eines glänzenden Lebens ungenossen verlassen müßten. Ihre aufgeregten Nerven trugen dazu bei, solchen Phantasiebildern Leben zu verleihen. Die Vorzüge, welche ihr durch Geburt, Schönheit, Reichthum und Rang, in der Welt eine Stellung begründeten, ließen sie die Grausamkeit ihres Schicksals höher anschlagen. Es tauchte ein grausiges Bild vor ihr auf, das Bild eines schrecklichen Mannes, welcher hier getauft war und sie dennoch jetzt verflucht hatte. Ihre Kindereinbildungskraft schuf dem Hause „Schmidt" das tragische Schicksal eines jener alten, vermoderten Geschlechter, wo „weiße Frauen" oder „polternde Ritter im Harnisch" das Haus durchwandelten und entweder der Väter Sünden ahndeten oder Rache an einem Nachkommen nahmen.

Zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen behandelte ihr kranker Vater die Geschichte sehr leicht: „A — ich erinnere mich, Mutter," begann er nach einer Pause, die unter allseitigem Nachdenken verflossen war, „Du sprichst von Octavus, dem jüngsten unserer Oheime? Du meinst, weil er davon abstehen mußte, Well-

dorf zum Tummelplatz seiner Herrscherlaunen zu machen, so würde er dies freundliche Asyl mit Verwünschungen verfolgt haben? Glaub' das nicht. So lange er Knabe war, konnte er in den Irrthum verfallen, Welldorf als Eigenthum beanspruchen zu können. Als Mann wird er schon eingesehen haben, daß er der Allerletzte war, dem es zufallen mußte."

Die Oberkammerherrin schüttelte, in Erinnerungen verloren, leise den Kopf.

„Es ist aber seltsam," meinte sie, etwas scheu ihren Gedanken Worte gebend. „Nimm es nur hin, hat er damals erbost geschrien, ich bekomme es doch."

„Er ist aber glücklicherweise todt, so viel man weiß," warf der Regierungsrath lächelnd ein. Alice, die mit furchtbarem Herzklopfen zugehört hatte, athmete ordentlich froh auf.

„Wir glauben es," berichtete die alte Dame, augenscheinlich erfreut über ihres Sohnes belebtere Stimmung. Es war das erste Mal seit den sechs Monaten, wo seine Gattin gestorben, daß er mit Interesse an einer Unterhaltung Theil nahm.

„Als der Onkel in Rußland starb, ist, so viel ich weiß, eine allgemeine Aufforderung an alle Erben der verschollenen Gebrüder von Schmidt-Welldorf er-

gangen, sich zur Erbschaft zu melden," erzählte sie weiter. „Es kam jedoch Niemand mit Ansprüchen und so fiel das Vermögen Deinem Vater und dem Präsidenten zu."

„Der es auch nächstens auf unsern Vater vererben wird —", fiel der Regierungsrath wehmüthig ein. „Wem nützt nun das viele Geld und Gut? Meine lieben Knaben hat Gott versorgt —. Alice wird einst das reichste Mädchen in Deutschland werden, wenn es so fort geht." Das junge Mädchen sah geisterhaft lächelnd zu ihm auf. —

„Ich will kein Geld und Gut —," flüsterte sie heimlich. „Ich will nur Glück!"

Die Oberkammerherrin zog sie freundlich an sich und der Regierungsrath sprach seufzend:

„Glück zerrinnt, mein Kind. Mein Glück stand mit festen Wurzeln in dem Boden des Erdenlebens und ein einziger Sturm hat es zu Boden geschlagen. Wünsche Dir Frieden, aber wünsche Dir niemals Glück."

„O, Papa —," rief Alice aufgeregt, „warum nicht Glück? Ich möchte glücklich, so recht tief innig glücklich sein, nur kurze Zeit, dann mag ich sterben, was thut das?"

Die alte Dame fühlte ein leises Roth über ihre Wangen fliegen bei der Leidenschaftlichkeit des Aus-

drucks, womit Alice sprach. Sie erkannte das Herz des unschuldigen Mädchens mit seiner tiefen Sehnsucht nach Liebe darin.

Sie hielt es für angemessen, einen Scherz aus der Wendung des Gesprächs zu machen, deshalb sagte sie, schalkhaft mit dem Finger drohend:

„Erinnere Dich stets daran, meine Kleine, daß Du Dich in Deinen Lieblingsgerichten übernommen hast und nach dem Genusse leiden mußtest. Der Wunsch nach einem vollendeten Glücke scheint mir auch ein Lieblingsessen zu sein —.“

Alice lachte und legte mit der elastischen Fröhlichkeit der Jugend ihre Arme um die Großmutter, während der Zeit, daß der Regierungsrath wieder auf seinen Onkel Octav zurückschweifte:

„Habt Ihr niemals vernommen, ob Octav sich verheirathet hat?“ forschte er mit Interesse.

„Niemals, lieber Ludwig, niemals!“ antwortete die Oberkammerherrin eifrig. „Wir haben nichts von ihm gehört, seit er mündig geworden ist und schon vorher hat er unser Haus mit keinem Fuß betreten, ist auch nie wieder hier in Welldorf gesehen worden. Als unser Ernest, Dein älterer Bruder, geboren wurde, bat ihn Dein Vater, eine Pathenstelle zu übernehmen. Er hat den Brief gar nicht beantwortet. Wir sendeten ihm

bei Deiner Geburt abermals eine Einladung zur Taufe. Keine Antwort. Dann ging er fort. Wohin? Das weiß Niemand, nicht einmal sein Advocat. Seine Legitimationen, Geburtsschein, Todtenschein der Eltern und so weiter hat er damals gleich mitgenommen, woraus wir auf eine Auswanderung schlossen, darüber sind nun dreißig Jahre vergangen. Es ist möglich, daß er nach Amerika übersiedelt ist und dort seinen Tod gefunden hat."

„Ich muß einmal ernstlich über diese Familienangelegenheit mit dem Vater sprechen," antwortete der Regierungsrath. Es scheint mir nöthig, durchgreifende Maßregeln zu nehmen, um diesen Punkt aufzuhellen. Von den andern Gebrüdern Schmidt haben wir authentische Nachrichten."

„Ja und zwar in der Art, daß sie alle ohne Leibeserben verstorben sind. Der Onkel Secundus Ludwig, wonach Du getauft bist, ist in Frankreich geblieben, hat ein liebenswürdiges Mädchen von guter Geburt geheirathet und ist nur vierzig Jahr alt geworden. Sein Vermögen ist auf seine Witwe übergegangen. Mehrere sind im Freiheitskriege Opfer ihres Muthes geworden. Quintus ist, kurz vor dem Onkel Quartus, ziemlich heruntergekommen und verarmt in einer kleinen Stadt im schlesischen Gebirge verstorben.

Sein Todtenschein wurde uns von der dortigen Behörde zugesendet.“

„Quintus war nicht verheirathet?“

„Wir glauben nicht, können aber nichts Bestimmtes darüber behaupten. Eine Anzeige seiner Verheirathung ist uns nie zugekommen, aber bisweilen hat er sich in Gesellschaft einer Frau in Bädern sehen lassen. Auf unsere Fragen danach, lachte er stets, ohne uns den gewünschten Aufschluß zu geben.“

„Sonderbar! Wir müssen wirklich ernstlich an eine Zusammenberufung der sämmtlichen Nachkommen des Minister von Schmidt-Welldorf denken. Im Falle ich von Gott abgerufen werden sollte, so erledigt sich das Majorat und die Brüdererben treten ein. Finden sich keine Erben vor, so muß zu Alicens Gunsten eine Aufhebung des Majorates eingeleitet werden. Der Onkel Präsident kann die Affaire in die Hand nehmen. Morgen will ich mit dem Vater sprechen.“ —

So traurig die Veranlassung zu dem neuen innerlichen Regen und Leben war, so ging es doch wie ein freudiger Strom durch Aller Herzen, als wirklich am nächsten Tage der kranke Sohn eine Conferenz mit seinem Vater abhielt und ihn zu den Schritten beredete, die er wünschenswerth fand.

Der Oberkammerherr, unser Primus, mit dem

alten gutmüthigen Lächeln und der wohlwollenden Miene, wie vor vierzig Jahren, trug den Schnee des Alters auf seinem Haupte, aber innerlich lebte noch dieselbe frische Herzensgüte, die ihn immer ausgezeichnet hatte. Sein Leben zeigte Freude und Schmerz in schneller Wechselung, der Tod war immer dicht an ihm vorbeigegangen, aber, wie ein gesunder Baum im Sturme, so gab er willig den Tribut, den der unerbittliche Sensenmann gefordert hatte und haderte dennoch nicht mit Gott.

Nur jetzt, wo sein letzter Sohn hülflos erlag, wo der Geist desselben sich weichlich beugte und das noch junge Leben verächtlich dem bittern Geschicke ebenfalls zu opfern bereit schien, nur jetzt schwoll sein Vaterherz von Leid und Klage, und warf gepeinigt die Frage auf: „Warum muß ich dies noch erleben!“ —

Das weichlich Unmännliche, worin sich der Regierungsrath einpuppte, war ihm in Tod zuwider.

„Der Mann muß sich nicht aufgeben, so lange er Athem in der Brust hat,“ pflegte er zu sagen. „Ludwig ist dem Leben zurückgegeben, also muß er auch dem Kampfe mit dem Ungemach des Lebens nicht aus dem Wege gehen. Er ist noch jung. Mag er sehen, daß er sein Leid niederkämpft — mag er sein Herz abschließen für die Vergangenheit und an eine

neue segensvolle Zukunft denken. Er muß sich wieder verheirathen — er ist es der Familie schuldig."

Was half dem alten kräftigen Herrn sein Raisonnement? Gar nichts. Seinem Sohne fehlte der gute Wille, auf solche Vorschläge zu hören.

Als der Oberkammerherr davon hörte, daß Anordnungen zu einer Zusammenberufung aller möglichen Schmidt'schen Descendenten getroffen werden sollten, zeigte er sich sehr bereitwillig dazu. In ihm lebte nämlich noch immer ein Funken von Hoffnung, daß sein jüngster Bruder Octav nicht todt sei. Er hatte einst von dem Agenten Franz Velguth gehört, daß er auf seinen Kreuz- und Querzügen durch ganz Deutschland, Frankreich und Italien, mit einem Herrn zusammengetroffen wäre, der ihn auffallend eindringlich nach den Schicksalen der Familie Schmidt-Welldorf befragt habe. Nun war zwar nicht der mindeste Grund vorhanden, diesen Herrn für seinen jüngsten Bruder zu halten, allein ein Mensch, der etwas schmerzlich erhofft, klammert sich gern an ein Schattenbild, wenn es ihm dargeboten wird. Seit dieser Begegnung waren schon viele Jahre vergangen. Während der Zeit hatte schon eine Aufforderung an die Erben des russischen General Quartus von Schmidt alle Zeitungen durchlaufen, ohne ein Resultat zu erzielen, allein der mögliche

Fall lag vor, daß jetzt der Zweck doch erreicht werden könnte.

Der Präsident von Schmidt, Tertius Victor, wurde eingeladen zu einer vorläufigen Berathung und er traf mit dem Anfange des Junius auf Schloß Welldorf ein, das er seit mehreren Jahren nicht besucht hatte, weil es etwas abgelegen von seinem Wohnorte war.

Das Abendroth lag auf der Flur, als Alicens scharfe Augen zwischen dem Wiesengrün, welches den Fluß begrenzte, des Onkels Victor Equipage entdeckte, die von einem schönen Postzug gezogen, eilig näher kam. Ihr Freudenruf drang in das Zimmer des Vaters, der in seinen Pelz gehüllt, vom Sessel aus den Untergang der Sonne „durch's Fenster" bewunderte.

„Er kommt," rief das junge Mädchen freudig nochmals. „Jetzt biegt der Wagen in den Schloßweg ein, jetzt fährt er über die Brücke, jetzt rollt er langsamer den Hügel hinauf, jetzt verschwindet er in der Parkallee — nur noch zehn Minuten und der alte gute Onkel ist hier!"

Sie schien eine größere Freude als sonst beim Anblicke des alten Mannes zu empfinden, den sie seit der traurigen Katastrophe in der Familie, die in der

Stadt über sie hereingebrochen war, nicht gesehen hatte. Es lag für das krankhaft furchtsame Gemüth des kleinen Fräuleins eine Art Trost in der Nähe des phlegmatisch ruhigen Oheims, der, ein stereotypes Bild der Unerschütterlichkeit, ihrer Angst um den Vater eine Stütze verlieh.

Als der Wagen verschwunden war, trat sie von der Terrasse zurück in das Zimmer und sah mit Erstaunen ihren Vater aus seiner Verpuppung aufstehen und mit mehr Schnelligkeit als seit vielen Tagen der Thür zuschreiten.

Der Abend mit seiner belebenden Kühle galt ihm schon seit vielen Wochen für giftige Luft und da vor einigen Stunden ein frischer, dichter Regen gefallen war, so schien Alicen dies Wetter keineswegs verlockend zu einem Spaziergange für einen so eigenwillig der Einwirkung besserer Atmosphäre sich entziehenden Kranken. Aber ihre liebevolle Einrede wurde gar nicht beachtet. Der Regierungsrath trat in die Abenddämmerung hinaus, schritt einige Male fest und sicher auf dem Terrassenplateau hin und her und sagte mit einem unruhigen Lächeln:

„Die Zeit wird mir zu lang. Ich möchte in fliegender Eile Alles das besorgen, was nöthig ist!“

Alice senkte betrübt die Augen. Wollte der Vater

damit sagen, daß er seiner Auflösung sich näher fühlte als jemals?

Daß in dieser Unruhe ein neuer Lebensdrang sich offenbaren könnte, ahnte sie nicht. Sie überredete den Vater mit zärtlicher Schmeichelei, den feuchten Fußboden zu meiden und sah ihm mit Erstaunen in's Gesicht, als er plötzlich bis dicht an den Rand der Terrasse trat, die Arme in sprechender Sehnsucht über die Landschaft hinweg streckte und tief athmend ausrief:

„Sieh', Alice — sieh', wie schön ist Gottes Erde!"

Ach wie gern, wie gern hätte das junge Mädchen an diesen Ausspruch eine Ermahnung geknüpft, welche ihn aufgefordert haben würde, Gottes Güte und die Schönheit der Erde zu genießen, allein die Fluth ihrer kindlichen Gefühle überwältigte sie und sie schmiegte sich nur zärtlich an die Brust ihres noch so jungen Vaters, der sich schon mit festen Vorsätzen zum Sterben rüstete. Vorwurfsvoll blickte sie zu ihm auf und sie bemerkte zum ersten Male in ihrem jungen Leben, wie schön des Vaters Lächeln, wie seelenvoll sein Blick sein konnte. Eine lebhafte Empfindung, fast zu warm für Kindesliebe, durchschauerte ihr unschuldiges Herz. Sie umschlang den Vater, preßte ihre Stirn fest gegen seine Brust und flüsterte:

„Vater, mein Vater, stirb nur nicht — bleibe bei mir — lebe für mich — lebe für mich!“

Sein Vatergefühl, ziemlich verschlungen von dem Egoismus der Selbstliebe, erwachte. Er legte den linken Arm um die Taille seiner Tochter, hob ihr wunderbar reizendes, von innern Herzensregungen vergeistigtes Gesicht mit der rechten Hand zu sich empor und entgegnete betroffen von der Schwärmerei in diesen blauen Kindesaugen.

„Für Dich leben, meine Kleine — für Dich? Es lohnte sich der Mühe nicht! Du bist mir gleich — Dein Herz wird früh wählen und dann kannst Du den Vater entbehren!“

„Nie werde ich mein Herz für Jemand schlagen fühlen, wie für Dich!“ rief mit ausbrechendem Gefühle das junge Mädchen.

„Kleine Thörin —“ flüsterte der Regierungsrath. „Gehe hin den Großonkel zu begrüßen und führe ihn dann zu mir.“

Alice ging nicht gleich, sondern lehnte ihr Gesicht an des Vaters Gesicht, das er zu ihr geneigt hielt, bis dieser leise ihre Augen, ihre Stirn und ihre Lippen mit väterlicher Liebkosung geküßt hatte. Sie ging dann und ihr Vater sah ihr nach.

„Wäre sie der ähnlich, die ich in meiner Jugend

so heiß geliebt habe —“ dachte er tiefsinnig, „wäre sie ihrer Mutter gleich! Es könnte mich trösten — es könnte mir einen leichten Wiederschein meines frühern Glücks bereiten! — Sie hat die Güte, die Anmuth, die Grazie ihrer Mutter geerbt, aber nicht ihre Gesichtszüge — sie hat die weiche Hingebung, die mich an meiner Geliebten entzückte, aber die mir als Gatte oft lästig fiel — sie hat die Ueberschwenglichkeit und Opferbereitwilligkeit, welche mir meine Geliebte als Ideal der Weiblichkeit erschienen ließ und die mir in späterer Zeit Schmerzen aller Art bereitete. — Alice wird vielleicht glücklich werden, aber sie wird in ihrer Individualität dem Leben des Mannes ebenso eine Rose mit Dornen sein, wie mein verklärtes Weib. Wie heiß habe ich meine Gattin geliebt und dennoch bin ich nie zur Ruhe und zum Glücke gekommen. Matt gehetzt bin ich! Das Leben hat mir in diesem Verhältnisse nichts bieten können, was rein befriedigend gewesen wäre, was soll ich mich fürder anstrengen, noch leben und erringen zu wollen? Mein Glücksborn ist versiegt. Ja, wären meine Knaben da —! Alice in ihrer weichen Kraftlosigkeit kann mich nicht ermuthigen. Und doch — wie lieb glänzte ihr Auge — wie lieb war das ganze schöne Gesichtchen durchstrahlt! Nein! Nein! Das Alles ist nur eine unselige Reizbarkeit!“ — —

Mit diesem Gedanken schritt er zur Balconthür, setzte sich in seinen Lehnstuhl, aber wickelte sich nicht ein, sondern richtete seine Aufmerksamkeit gespannt auf das, was außen vorging.

Während der Zeit war der Großonkel Präsident, herangezogen von seinem stolzen Viergespann, auf dem Schloßhofe angelangt, wo der Oberkammerherr, seine Gattin, Alice und ein Theil der vornehmern Dienerschaft zu seinem Empfange bereit stand. Eilig verließ der Präsident seinen Wagen, umarmte seinen Bruder, küßte der Frau Schwägerin die Hand und nahm Alice in die Arme mit dem wehmüthigen Gefühle: das Ueberbleibsel einer zerstörten Familie zu halten. Sein Auge irrte dabei hastig umher und er fragte:

„Was macht Ludwig?"

Man zerstreute seine Besorgniß durch einen kurzen Bericht und nun schickte er sich, etwas weniger hastig in allen seinen Bewegungen, an, in's Schloß zu treten.

„War mir es doch auf dem ganzen Wege, als führe ich lebendig zu unserer Familiengruft," sprach er fortschreitend mit jenem spitzig gellenden Organe, das sich Leute, denen die Natur eine kräftige Stimme versagt hat, bei nothwendigem öffentlichen Vortrage so leicht verschaffen. „Der Tod hat wieder grimmig gehaust, alter Knabe."

„Danken wir Gott, daß er uns zwei Leben unangetastet ließ,“ entgegnete der Oberkammerherr ernst und ruhig.

Seine Art zu sprechen stach sonderbar gegen das heftige Eifern in des Präsidenten Weise ab. Langsam und gemessen, immer den Schein rücksichtsvoller Verbindlichkeit selbst in den Accent seiner Rede zeigend, berührte es wohlthuend und beschwichtigend das Gemüth, wenn er sprach, während man bei seinem Bruder leicht zweifelhaft wurde, ob nicht eine zänkische Gereiztheit den Klang seiner Rede färbte. Auch im Uebrigen waren sie sehr verschieden. Der Oberkammerherr groß und von stattlicher Fülle, mit scharfgezeichneten feinen Gesichtszügen und selbst jetzt noch gelockten Haaren, obwohl sie schneefarbig waren. Der Präsident groß und spindeldürr, häßlich wie ein Pavian, mit kurzer Stumpfnase und starkgewölbter Oberlippe, ganz kurz abgeschnittenen Haaren, die wie das abgeschorene Fell eines Hundes an den Ohren in röthlicher Haut ausliefen. Aber dabei hatte er grundgute, freundliche Augen und ein herzhaft herzliches Lachen. Vielleicht lag es in der auffallenden Häßlichkeit seines Aeußern, daß er nicht geheirathet hatte. In seinem Leben prägte sich die alte Geschichte aus, daß der Mann das vernünftige Weib, welches die innern Eigenschaften des Mannes höher stellt, als

sein Aeußeres, übersieht, weil er sich daraus capricionirt, eine glänzende Tagesschönheit heimzuführen, die ihn mit seiner Häßlichkeit verspottet.

Man durfte den Onkel Präsident nicht auf dies Capitel bringen ohne Gefahr zu laufen, seinen Zorn zu erregen.

„Zwei Leben unangetastet gelassen hat?“ wiederholte der Präsident auf seines Bruders Antwort. „Ich will hoffen, daß Du uns beide damit meinst, wenn Du Gott dafür dankst?“

Der Oberkammerherr lächelte.

„Nein, alter Knabe. Wir beide stehen außerhalb der Dinge, wofür man Gott danken muß. Wir können von der Weltbühne verschwinden, ohne daß wir fürchten müssen, Herzen zu zerbrechen und Häuser vor Jammer einstürzen zu sehen.“

Der Präsident schnippte herzlich lachend mit den Fingern. „Denke auch! Denke auch! Nun, alter Knabe, bitt' ich Dich um Gottes willen, nur keine Jeremiaden. Laß schlafen, was schläft! Hin ist hin! Wer bringt es wieder? Wenn Ludwig wieder gesund ist, muß er schleunig heirathen —. Was? Du zuckst die Achseln,“ zeterte er in der ganzen Kraft seiner dünnen Stimme.

„Weil ich fürchte, Ludwig denkt nicht an's Heirathen!“ murmelte der Oberkammerherr. —



„Und hier — das Kind Alice muß auch heirathen. Ihre Mutter war nicht viel älter, als sie mit Ludwig zum Altar trat,“ fuhr er eifernd fort. „Ach, wer hätte das gedacht, als wir so froh das blutjunge Ehepaar leben ließen — Ludwig einundzwanzig Jahr — Alicens Mutter sechzehn — und nun?“

„Keine Jeremiaden,“ replicirte der Oberkammerherr bedeutsam auf eine Thür zeigend, die von der Halle nach dem Seitenflügel ging. „Willst Du Ludwig erst schnell begrüßen? Er bringt den Abend stets in seinem Zimmer zu und ist nicht zu bewegen, seinen bequemen Stuhl unserer Gesellschaft wegen zu verlassen.“

„Und das leidest Du, alter Knabe? Wo bleibt die väterliche Macht?“

Der Oberkammerherr zuckte die Achseln. „Du wirst noch schlimmere Sachen hören!“

Er öffnete die Thür zu dem Zimmer des Regierungsraths und rief:

„Ludwig — der Onkel!“

Schnell erschloß sich die zweite Thür und des kranken Sohnes Gestalt wurde sichtbar. Frappirt stand der Präsident und sah ihn an. Das war allerdings kein Spaß. Der Neffe hatte sich furchtbar verändert.

„Lieber Junker, Du hast weiß aufgelegt,“ sagte er im Scherze seinen Schreck verbergend. „Sei mir



aber gegrüßt in dieser Welt viel tausend Mal. Die Zeit wird schon helfen überwinden!"

Der Regierungsrath schüttelte seinem Oheime die Hand und küßte ihn mit den Worten:

„Täuschen wir uns nicht, mein bester Onkel, über die Güte der Zeit. Glaube meinen Erfahrungen, die Zeit nimmt nur unbarmherzig sehr viel von unsern Jugendfreuden hinweg und setzt nichts an deren Stelle. Daran erlahmen wir und werden lebensmüde. Für heute nichts mehr — ich muß Deine Gesellschaft entbehren, weil ich mir sonst den Schlaf meiner wenigen glücklichen Stunden raube. Morgen!"

Er grüßte nochmals und schloß hastig die Thür.

„Morgen —" wiederholte der Oberkammerherr — „morgen! Es ist der Refrain seines jetzigen Lebens. Morgen, sagt er, um nur für den Augenblick Ruhe zu haben — morgen! wird er in unerträglicher Schlaffheit wohl sagen, bis er alt und gebrechlich geworden ist. Glaubst Du jetzt, daß er jemals wieder heirathen wird?"

„Ludwig gefällt mir nicht," entgegnete der Präsident, aus einem stillen Nachsinnen auffahrend. „Wir werden unsere Maaßregeln schleunigst ausführen müssen, um unsern Stamm zu erhalten. Wo ist Alice?"

„Bei ihrem Vater," antwortete die Oberkammer-

herrin, welche bekümmert dem ganzen Gespräche schweigend beigewohnt hatte. „Sie opfert sich für ihn!"

„Das soll sie bleiben lassen," fuhr der Präsident kreischend heraus. „Alice ist meine ganze Hoffnung — das Mädel ist hübsch wie eine Fee — sie muß sich verlieben und wir übertragen unsern Namen auf ihren künftigen Mann."

„Das heißt, wenn sich kein Schmidt-Welldorf in der Welt mehr findet —" warf der Oberkammerherr ein.

„Chimären, alter Knabe — wo soll denn ein Schmidt-Welldorf herkommen?" —

„Wir müssen jetzt Alles anwenden, um Gewißheit über Octav's Schicksal zu erhalten," meinte der Oberkammerherr belehrend.

„Das soll geschehen! Schlagt nur Mittel vor, einen Menschen ausfindig zu machen, der durchaus nicht gefunden werden will," rief der Präsident erbittert.

„Es muß versucht werden," erklärte sein Bruder. „Wir setzen einen Tag fest und fordern in allen nur denkbaren Localblättern, nicht allein die möglichen Erben des Ministers von Schmidt-Welldorf, sondern auch jede Behörde und jeden einzelnen Menschen auf, der uns Auskunft zu geben vermöchte, an diesem bestimmten Tage hier zu erscheinen oder eventualiter brieflich Nach-

richt zu geben von dem, was er über etwaige Verwandte dieses Hauses weiß.“ —

„Das wird Erfolg haben,“ lachte der Präsident herzlich. „Wir werden sie zu Schaaren heranziehen sehen — schlachtet nur einige Ochsen — bratet ein Dutzend Kälber und köpft ein Schock Hühner und Truthühner — das Volk wird sich einen Spaß daraus machen, wird kommen, wird Reisekosten liquidiren und wenn der Trödel vorüber ist, sind wir wahrscheinlich noch verwirrter im Kopfe als zuvor.“

„Es mag sein, daß Du Recht behältst,“ schaltete jetzt der Oberkammerherr ein, „und wir müssen uns auf einige Betrügereien gefaßt machen, allein Deiner Sachkenntniß vertraue ich die Unterscheidung von Lüge und Wahrheit und die Erfahrungen, welche wir dabei machen, sind das sicherste Medicament für spätere Gewissensbisse. Ich habe schon heute meinen Vorschlag vor Deinen Augen enthüllt, um morgen die Debatte zu kürzen.“

„Das ist ein sehr weiser Vorbedacht, alter Knabe,“ fistulirte der Präsident und zog den Hemdkragen bis an die röthlichen Ohren. „Guter Rath kommt über Nacht und es will mir scheinen, als ob sich kein «anderer Weg nach Küßnacht» finden werde. Aber weißt Du, ich habe unterweges in der Langeweile der Sonnen=

hitze daran gedacht, daß Fräulein Hermine von Berhalden eine höchst passende Frau für Ludwig abgeben könnte —“

„O bewahre,“ rief die alte Dame dazwischen, „Hermine ist zu alt für unsern Sohn!“

„Zu alt?“ fragte der Präsident. „Höchstens acht- bis neunundzwanzig, also zehn Jahr jünger als er.“

„Mag sein, den Jahreszahlen nach,“ entgegnete mit abweisender Entschiedenheit die Dame, „aber sonst schon so versunken in den Prätensionen der alten Jungfernschaft, daß sie für Ludwig's Persönlichkeit nicht paßt.“

„Ludwig's Persönlichkeit sieht sehr reducirt aus,“ scherzte der Präsident.

„Eher würde ich Rosa von Hanke vorschlagen — das ist eine anmuthige Gesellschafterin, eine Dame voll musikalischer Talente —.“

„Brr — Frau Schwägerin,“ schnarrte der Präsident — „mit einer Stimme, womit sie, wenn sie Wiegenlieder singt, Todte auferweckt. Fräulein Rosa's Posaunentöne würden dies Haus platzen machen. Freilich, auf der Terrasse hätte sie Raum genug dazu und sie könnte die Bewohner von Dorf-Welldorf bisweilen entzücken. Es ist kein Unglück so groß, als mit einer Dame verheirathet zu sein, die eitel auf ihre Stimme ist und sich bemüht, herzzerbrechend zu schreien.“

Der Oberkammerherr lachte. „Du übertreibst fürchterlich.“

„Reine Wahrheit, reine Wahrheit!“ betheuerte der Präsident. „Außerdem habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß talentvolle Damen ihr Talent niemals zu Gunsten ihres Ehegatten verschwenden. Sie halten gut Haus damit und verbrauchen es nur zum Staat. Daher vielleicht auch unsere Abneigung gegen solche Damen.“

„Ich bestehe keineswegs auf einer Verbindung mit Fräulein Rosa,“ wendete die Oberkammerherrin lächelnd ein, „glaube auch zuversichtlich, daß das Andenken an seine verstorbene Gattin das Herz Ludwig's mit einer chinesischen Mauer umzieht — woher sonst seine schmerzliche Muthlosigkeit, sein sichtliches Aufgeben alles Lebensglücks?“

Sie erhielt keine Antwort auf die halbe Frage; weil beide Brüder in sich eine so angehäufte Masse sentimentalen Stoffs nicht vorfanden, die, wie eine undurchdringliche Mauer, sie von allen Weltwünschen entfremdet haben würde. Sie gingen bald darauf in's Speisezimmer und der Präsident warf dort ganz beiläufig hin, daß er es für einen Mangel in der Erziehung halte, so rasch den Appetit zum Lebensgenuß zu verlieren, wenn es doch ein Mal gut geschmeckt habe.

Eher würde er diese ganze Appetitlosigkeit vorziehen und eine gänzliche Resignation angemessen finden, wenn sich „Bitterkeiten in demjenigen gezeigt hätten, was anscheinend von gutem Geschmacke gewesen wäre.“ Die Oberkammerherrin wußte augenblicklich, daß diese Bemerkung eine lang verhaltene Antwort auf ihre Frage sein sollte und sie wendete etwas befremdet das Auge zu ihrem Gatten, der zustimmend mit dem Kopfe nickte.

„Wie kann ich das verstehen, meine Herren?“ fragte sie unruhig. „Wollen Sie damit sagen, Herr Schwager, daß Ludwig mit seiner Gattin nicht glücklich gewesen wäre?“

„Der Himmel behüte uns vor dieser Behauptung,“ antwortete der Präsident. „Aber meine Gnädige, Alicens Mutter war zu wenig «Erdenkind». Sie hätte am liebsten Rosenblätter gegessen und Thautropfen getrunken, und das ist einem tüchtigen und gesunden Menschenverstande oft langweilig.“

Die Oberkammerherrin zog eine mißbilligende Miene.

„Nun — so sollte ich meinen, Ludwig würde aufathmen und nach prosaischerm Glücke suchen,“ warf sie mit Entrüstung ein.

„Ich meine, in dieser Hinsicht ist sich Ludwig noch nicht klar. Seine Krankheit umnebelt noch die Schärfe

seiner Beurtheilungskraft. Schade, daß die Discretion uns verbietet, mit ihm gerade heraus zu sprechen," fügte der Präsident nach einem bedächtigen Kosten des Weins, den ihm sein Bruder eingeschenkt hatte, hinzu.

Die alte Dame fuhr ordentlich erschrocken von ihrem Sitze auf.

„Mein Gott, Sie haben doch nichts dergleichen vor, Herr Schwager?" fragte sie empört. „Ja, ja — man kann Ihnen schon zutrauen, daß Sie eines Tages in aller Gemüthlichkeit zu Ludwig sagen: versuche eine zweite Frau, wenn Du auch in der ersten Dich getäuscht haben solltest."

„Ja, Frau Schwägerin, darauf geb' ich Ihnen mein heiliges Wort, daß ich das ganz gewiß zu dem guten Junker sage, wenn ich sehe, daß er irgend wie schwankend ist," rief der Präsident mit einem Lachen aus den höchsten Fistelregionen. „Warum sollt' ich wohl auf Strümpfen gehen, wenn ich mit meinem Neffen ein Wort des Ernstes zu reden habe — fest zugetreten, wenn auch einige «zarte Herzensfasern» dabei zerquetscht werden, nachher den Balsam der Wahrheit darauf gelegt. Den Menschen möcht' ich sehen, der noch lange in Illusionen verharrte, wenn die Wirklichkeit erst von ihm erkannt ist."

Der Oberkammerherr nickte immerfort Beifall



überließ jedoch seinem Bruder die Auseinandersetzung dieses Capitels ganz allein. Es brachte die Kammerherrin das stumme Spiel desselben zur Verzweiflung. Sie wendete sich endlich mit der directen Frage an ihn:

„Und Du theilst Deines Bruders Ansicht, mein lieber Ernest, daß Ludwig sich nicht ganz glücklich in seiner Ehe gefühlt hat?“

„Liebe Frau — ich glaube, es hat heimlich bisweilen Ohnmachten gegeben, wenn unser Ludwig nicht hat «Rosenblätter speisen und Thautropfen nippen» wollen,“ antwortete der alte Primus mit beschwichtigendem Wohlwollen. „Ludwig heirathete als Knabe. Als er Mann wurde, fand er sich am Spinnrocken sitzen und einen sammtweichen Pantoffel drohend über seinem Haupte. Wenn der Mann mit der innigsten Liebe im Herzen nicht glücklich geworden ist, so muß ihm bange sein, ohne Liebe ein Band zu schließen. Darin liegt der Grund, daß unser Ludwig keine Ehe wieder eingehen wird —“

„Oder er müßte sich denn nochmals verlieben, was mit neununddreißig Jahren gar keine Unmöglichkeit ist,“ schloß der Präsident weisen Tones.

Die alte Dame rückte sich kopfschüttelnd in ihrem Sessel zurecht, aber sie fühlte sich von der Wahrheit

in ihres Gatten Worten besiegt. Der Präsident rieb schadenfroh die hagern Hände zusammen und sprach frohlockend:

„Ja, ja, Frau Schwägerin, so ist es in der Welt, die Ihr Damen durch das Prisma Eurer Verklärungsgläser beschauet. Wenn ein Mann seine Frau begraben ließ und er wählt sich keine zweite, so heben die Damen fromm die Augen gen Himmel und beten für «den treuen Mann», aber ich parire zehn gegen eins, daß er sich lediglich «aus Furcht» nicht wieder verheirathet hat."

„Also logisch geschlossen," fuhr die Oberkammerherrin mit feinem Lächeln fort, „sind die Männer außerordentlich glücklich in ihrer Ehe gewesen, die sogleich nach dem Begräbnisse wieder zur Wahl schreiten. Danach wäre dies das herrlichste Epitaphium auf dem Grabsteine der Verstorbenen und jede Ehefrau müßte mit dem letzten Athemzuge ihren Gatten um Gottes willen bitten, nur so schleunig wie möglich ihre Stelle zu ersetzen."

„Allerdings," schnarrte der Präsident mit wohlgefälligem Lachen. „Wir werden das Recept unserm Majoratserben verschreiben, vielleicht hilft es. Und da Alicens Mutter immer sehr viel vom «Engel» an sich hatte, so wird sie sich, vom Himmel herabschauend, ohne

irdische Beimischung des Glückes freuen, das wir dadurch stiften.“ —

Es lag so viel Frivolität in dieser Aeußerung, daß die alte Dame sie würdevoll unbeantwortet ließ. Das Gespräch wendete sich ungezwungen zu andern Gegenständen. Man trennte sich früh und kam überein, den nächsten Tag einen Angriff auf Ludwig's krankhafte Gewohnheiten zu wagen, bevor man sich dem eigentlichen Zwecke der Familienzusammenkunft hingäbe.

„Wir müssen versuchen, den verzagten Nerven ein wenig Spannkraft zu verleihen,“ meinte der Präsident, indem er seiner Schwägerin mit einiger Demuth und Buße, die Hand zur «guten Nacht» küßte. „Der hinfällige Körper muß vom Geiste unterstützt werden und der hinfällige Geist vom Körper. Durch diese Wechselwirkung erhielten wir beiden alten Knaben bis heute unser Dasein und können also aus Erfahrung Rath ertheilen.“ —

Der Kammerdiener des Oberkammerherrn stand mit zwei großen Armleuchtern bewaffnet an dem Eingange des Corridors, um den Präsidenten zu seinen Zimmern zu geleiten und der Kammerdiener des Präsidenten folgte, gleichfalls mit Armleuchtern. Der Oberkammerherr ließ es sich nicht nehmen, seinen Bruder zu begleiten. Arm in Arm, mit dem Ausdrucke eines

herzlichen Wohlwollens auf den alten Gesichtern durchschritten sie den wohlbekannten Corridor, der fast unverändert geblieben war. Plötzlich blieb der Präsident stehen.

„Hier war unsers seligen Vaters Zimmer — was hast Du damit gemacht, Bruder Primus?“ fragte er eilig.

„Nichts, lieber Tertius — es steht noch heute, wie es unser Vater verlassen hat. Wollen wir hineingehen?“

„Ja,“ rief der Präsident mit schnellem Entschlusse. Der Schlüssel wurde geholt und die Brüder traten ein.

Nachdem die Kammerdiener die Beleuchtung geordnet hatten, verließen sie in ehrerbietiger Scheu das Zimmer.

Schweigend standen die Herren und schauten sich langsam um. Dann sahen sie sich an und reichten einander die Hand.

„Wie siehst Du dem seligen Vater gleich,“ sprach der Präsident gedämpft und um einen halben Ton tiefer als sonst. „Es ist mir noch niemals so aufgefallen, wie jetzt eben. Erinnerst Du Dich, wie wir hier standen und Audienz beim Seligen hatten? Wie Du, als Primus, das Wort führtest?“

Ein schönes Lächeln überflog des Primus Gesicht.

„Wir hatten Wichtiges vor —“ antwortete er. „Wir wollten bei unserm Octavus Gevatter stehen.“

„Es war ein sonderbarer Einfall von uns,“ meinte der Präsident; „wenn ich mich recht erinnere, so ging der Vorschlag von Dir aus.“

„Sonderbar kann ich noch heute meinen Einfall nicht finden,“ sprach der Oberkammerherr entgegnend. „Er war naturgemäß. Die großen Brüder sollten sich des kleinen hülflosen Brüderchens annehmen und um sie dazu zu verpflichten, ersann ich die Pathenschaft. Es ist freilich Alles anders geworden, wie ich träumte und bisweilen taucht eine Art Reue in mir auf, daß ich unserm Octavus das Gut nicht überlassen habe.“

Der Präsident sah ihn freundlich an.

„Das sieht Dir ähnlich, alter Knabe,“ scherzte er, fügte jedoch sogleich sehr ernsthaft hinzu! „Unter uns gesprochen, so will es mir nicht behagen, daß wir uns diesen Kobold, den kleinen Dämon des Hauses Schmidt=Welldorf, wieder auf den Hals laden wollen. Stehe ab von dem Vorhaben, bester Bruder, stehe ab davon. Es ahnt mir Unglück. Wenn nun Octav erscheint, was willst Du dann thun?“

Der Oberkammerherr stutzte.

„Das weiß ich noch nicht!“ entschied er schnell, „Das hängt ja von den Umständen ab, worin wir ihn finden. Ist er verheirathet und hat Söhne, so müssen wir verabreden, seinen Aeltesten als Majoratserben zu

erklären, im Falle Ludwig stirbt. Ist er unverheirathet, so wollen wir ihm vorschlagen, eine passende Heirath einzugehen — er ist zwanzig Jahre jünger als ich, zählt also noch zu den Heirathsfähigen."

Der Präsident schüttelte immerwährend den Kopf als Zeichen seiner Mißbilligung.

„In dem Plane ist etwas, was mir durchaus nicht zusagt. Lassen wir lieber den Mann, der sich von uns auf eine unverantwortliche Weise losgerissen hat, in Frieden, verheirathen wir Alicen und adoptiren deren Gatten."

„Nein, mein Bruder. Das ist der allerletzte Ausweg aus diesem Labyrinth, allein für jetzt nicht zu rechtfertigen," sprach mit voller, starker Stimme der Oberkammerherr.

Der Präsident zuckte zusammen.

„Du sprichst doch accurat, wie unser seliger Vater," sagte er, sonderbar bewegt. „Ich füge mich Deinem Willen, Primus — ich füge mich!"

Er nahm wieder seinen Arm und auf seinen Ruf erschien das Kammerdienerpaar, um die Herren weiter zu geleiten. Der Präsident blieb auf der Schwelle nochmals stehen.

„Weißt Du noch, Bruder Primus," fragte er wieder heiter, „wie sich hier Mosje Jean Pierre, des



Vaters Kammerdiener, mit anmuthiger Reverenz erbot, uns zum Tauffeste à la Buonaparte zu frisiren? Ja, Ihr Herren Kammerdiener," fügte er mit jener liebenswürdigen Herablassung hinzu, die den Herzen der Dienstboten so wohlthuend ist, indem er sich zu denselben umwendete, „Mosje Jean Pierre war doch ein ganz anderer Kerl, wie Ihr. Die Sorte Kammerdiener ist ausgestorben — glatt wie ein Aal, verschwiegen wie ein Todter, schlau wie ein Fuchs, behende wie ein Wiesel, aufmerksam wie eine Nachtigall, dienstfertig wie ein Schwarzer, treu wie ein Hund, geschickt wie ein Affe und ehrlich — nun, ehrlich wie die jetzigen Kammerdiener!"

Er lachte so gutmüthig und herzlich, daß Alles mitlachen mußte und die feierliche Stimmung aus des seligen Vaters Zimmer verschwand.

„Nun schlaf wohl, lieber Primus," sagte er, sich die Thränen aus den Augenwinkeln drückend, die ihm sein herzhaftes Lachen dahin gebracht hatte. „Schlaf wohl. Ich denke unter Deinem Schutze «einen langen Schlaf zu thun»." —

Die Thüren des eleganten Gastzimmers fielen zu und der Präsident fand sich mit seinem ehrenwerthen Jakob Witte, seit zehn bis funfzehn Jahren Kammerdiener Sr. Gnaden, allein. Während Herr Jak, wie

er der beliebten Kürze wegen genannt wurde, die Vorbereitungen zur Nachttoilette seines Herrn begann und die Schlafmützen, Schlafhemden, Schlafjacken und dergleichen mehr hervorholte, um sie dem alten Herrn anzuziehen, gab der Präsident sich einem sehr ernsten Nachdenken hin.

„Ein eigener Fall," murmelte er endlich, als er ganz vergeblich gesonnen hatte, um mit sich und den divergirenden Ansichten seines Bruders in's Reine zu kommen.

„Sehr traurig," fiel Herr Jak ein, der da glaubte, diese Erklärung gelte ihm, dem Vertrauten.

Der Präsident sah verwundert zu ihm hin. Er hatte nicht geglaubt, daß er so laut gedacht, aber es war ihm lieb, dadurch seinem unerquicklichen Nachsinnen überhoben zu sein.

„Freilich etwas traurig, aber im Allgemeinen leicht zu ändern," erklärte er gutmüthig. „Wer heißt uns Schritte zu thun, die wir nicht nöthig haben."

„Verzeihung, Ew. Gnaden," erwiderte der Kammerdiener, einsehend, daß er ihn falsch verstanden habe, mit der Offenheit, die ihm im langjährigen Dienste zugestanden war, „ich dachte, Sie sprächen von dem Zustande des gnädigen Herrn Regierungsrath —"

„Pah — der Fall bekümmert mich nicht —" meinte der Präsident leichthin. „Warum soll mein

Neffe nicht wieder gesund werden, da er glücklich vom Krankenbett erstanden ist. Aber die Eile, womit man «Erben» aufruft, obwohl noch nichts zu erben vorliegt, die will mir nicht in den Kopf."

„Man hat auch Beispiele, gnädiger Herr, daß solche Zustände sich bessern, wenn die richtige Hülfe gesucht wird — nur nicht gleich in's Irrenhaus!" schloß er mit gewaltigem Pathos.

Der Präsident sah Herrn Jak starr an. Dieser schlug, verlegen über seine voreilig geäußerte Willensmeinung scheu die Augen nieder.

„Wenn ich fragen darf, Monsieur Jacques," schnarrte sein Herr in dem Tone, der seine zornige Gereiztheit stets verrieth, „wenn ich fragen darf, wer ist zum Tollhaus reif? Sie oder ein Anderer?"

„Verzeihung, Gnaden —" stammelte der Kammerdiener und zog dem Herrn die Nachtjacke an.

„Nun, sprechen Sie — erklären Sie, Monsieur Jaques —" fuhr dieser fort. „Ah — so — Sie wollen mir erst die Zwangsjacke anlegen. — Heraus mit der Sprache!"

„Hat man Ihnen verhehlt, gnädiger Herr, daß der Herr Regierungsrath wahnwitzig ist?" fragte der Kammerdiener entschlossen, aber mit der tiefen Kümmerniß eines Theilnehmenden.

„Wahnwitzig?“ schrie der Präsident auf. „Berichten Sie Facta —“ befahl er nach einer kleinen Pause, wieder gefaßt.

„Der Herr Regierungsrath hat die fixe Idee «zu erfrieren»,“ flüsterte Jak leise und heimlich.

„Dummes Zeug!“ fuhr der Präsident auf. „Phantasiegeburten des Gesindezimmers — mein Neffe ist schwer krank gewesen, hat Nervenfrieren, ist hypochondrisch — Ich bitt' mir aus,“ setzte er hochmüthig hinzu, „daß von morgen an kein Mensch im Schlosse mehr von «fixen Ideen» meines Herrn Neffen spricht. Sie haben dafür zu sorgen, Herr Jakob Witte!“

Er wendete sich mit weit mehr Stolz, als er für gewöhnlich zeigte, von seinem Diener ab und schritt gravitätisch im Zimmer hin und her, während Herr Jak mit einigen sehr tiefen Verbeugungen den Befehl auszuführen versprach und tausendmal um Entschuldigung bat. Endlich besänftigte sich das Gemüth des Präsidenten wieder. Er blieb stehen, sah den Diener mit gutmüthigem Lächeln an und sagte:

„Ihr seid verwünscht rasch darüber her, wenn es gilt, irgend einem Höhergestellten das Bischen Verstand abzusprechen — wißt Ihr, woher das kommt? Nein? Nun blos daher, weil Ihr dabei Gelegenheit habt, Euch mit dem Verstande brüsten zu können, den Ihr

behalten zu haben meint. Aber, Bitte, Ihr kommt dadurch nicht um eine Stufe höher, wenn Ihr die Mängel Eurer Herrschaft an's Tageslicht fördert, also laßt ab davon!"

Er bedeutete den verlegenen Kammerdiener, der allerdings an dem Fehler vieler dienstbaren Geister laborirte, «Kritiken über herrschaftliche Klugheit zu geben», durch einen Wink mit der Hand, ihn zu verlassen, ohne ihn weiter anhören zu wollen und er gab sich dabei das Ansehen, als beachte er dergleichen Redereien nicht. Aber kaum sah er sich allein, so ließ er die Maske fallen und stand seinem Gesichte die Freiheit zu, die Qualen, die ihn peinigten, blicken zu lassen.

„Sollte es wahr sein?" murmelte er, schmerzlich bewegt, indem er, die Hände auf dem Rücken, das Zimmer durchschritt. „Sein Aussehen spricht dafür —! Warum sollte man mir aber ein Geheimniß daraus machen? Wahnwitzig? Nein, so tief wird uns der Schöpfer aller Dinge nicht beugen! Lieber möcht' ich mir abermals das leidige Stückchen Trauerflor über den Hut ziehen lassen, als ihn, den ich immer so lieb gehabt, so leben sehen!"

Er trat an's Fenster, öffnete es und schaute unverwandt nach dem Himmel empor, von wo aus die Sterne lustig flimmernd ihm zu winken schienen.

„Da oben soll Allweisheit thronen, Allgüte herrschen und Allgegenwart sein! Also müssen wir geduldig hinnehmen, wenn uns der Weltenherrscher mit dem, was wir Zufall nennen, demüthigt. Zwar verstehe ich den Gang der himmlischen Gerechtigkeit nicht recht herauszufinden und würde mich versucht fühlen, nach irdisch gesetzlichen Begriffen es für eine schreiende Ungerechtigkeit zu erklären, wenn des wilden Buben Octav trotzige Erklärung «auf jeden Fall dereinst Welldorf als Eigenthum besitzen zu wollen», wirklich durch mächtige Schicksalswendungen unterstützt werden sollte. Wer hätte gedacht, daß wir genöthigt sein würden, diesen anmaßenden Trotzkopf zu citiren, um nur den neuen Stamm der Familie nicht vergehen zu sehen!"

Der Präsident gehörte zu den Menschen, die sich von Mißmuth und Sorgen nie um den süßen sanften Schlaf betrügen lassen. Nachdem er seinen Groll gegen das Geschick ausgesprochen hatte, legte er sich ruhig zu Bette und stand am Morgen, als kaum die Sonne den Mantel der Morgenröthe von sich geworfen hatte, rüstig und heiter wieder auf. Er hatte alle Grillen verschlafen und wendete die kurze Zeit, die ihm bis zum Frühstücke verblieb, dazu an, mit gemüthlichem

Spotte das Schloß seiner Ahnen von allen Seiten zu bewundern.

Seine lange, hagere Gestalt in einen mächtig-schönen türkischen Schlafrock gehüllt, schlich er, wie der Kalif von Bagdad im Schlosse umher und suchte sich zu orientiren. Seit neun Jahren war er nicht hier gewesen und seitdem hatte sein Bruder durch Anbau das Schloß so bedeutend vergrößert, daß der alte Theil unter den Neubauten gleichsam verschwand.

Der Präsident gestand es sich willig und gern zu, daß es nicht leicht ein Schloß geben könne, wo die Behaglichkeit mit dem Reichthume der Ausstattung mehr Hand in Hand gehen, aber er lächelte dennoch sarkastisch über die moderne Zierlichkeit, die auf den ersten Blick «das neue Adelsgeschlecht» verrathe. Der Reiz, der für ihn in den großen, weitläufigen Gebäuden mit uralten ellendicken Steinmauern lag, wurde nicht durch die warme Lebensfrische, die sich durch das schön decorirte Haus zog, ersetzt. Was waren die hellen, neuen Gemälde und Statuen gegen die verstäubten Alterthümer einer Familie, die seit Jahrhunderten bestand, deren Stammbaum in die dunkle Zeit des ersten Ritterthums hineinreichte! Er meinte den feinen, neuen Gemächern mit ihren zeitgemäßen Zierrathen das Sonntagsvergnügen seiner Vorfahren anzusehen, die sechs Tage

redlich arbeiteten, um den siebenten mit Aplomb als reiche Herren zu vertrödeln.

„Hier wird nie der Staub die Atmosphäre verderben,“ murmelte er, spottsüchtig gemacht durch den kleinen Neid, der sein Herz immer beschlich, wenn er sich mit den Abkömmlingen des alten Adels verglich. „In Pomp gegründet und in Glanz untergegangen, wird in hundert Jahren kein Mensch mehr wissen, daß die Familie Schmidt — eine große deutsche Familie — einstmals einen Anlauf genommen hat, sich aus dem plebejischen Staube zu einer aristokratischen Höhe aufzuschwingen.“

Seine Betrachtungen verloren sich jetzt wieder in dem Chaos von Widerwilligkeiten, die an diesem Tage geläutert werden sollten und er zog sich auf sein Zimmer zurück, um sich ankleiden zu lassen.

Ganz unwillkürlich überfiel ihn ein Bangen, wenn er an seine nächste Zusammenkunft mit dem Regierungsrath dachte und je näher die Zeit heranrückte, desto resignirter präparirte er sich auf eine traurige Erfahrung.

Um so größer war sein freudiges Erstaunen, als sich unerwartet seine Thür öffnete und der kranke Neffe mit einem sehr gesunden Gelächter in's Zimmer hineinfragte: seit wann der gnädige Herr Onkel das Habit eines Pascha gewählt habe, um den armen Schloßdienern den Kopf zu verdrehen.

Der Präsident sah ihn wohlwollend an.

„Wie so, mein Junker?“ fragte er heiter.

„Der Castellan hat mir eben «auf Ehre» versichert, daß der Herr Präsident «als Dame verkleidet», schon am Morgen auf der Terrasse herumspaziert sei,“ berichtete der Regierungsrath näher tretend, während der Präsident unter bedeutsamer Wichtigkeit einen Blick mit seinem froh überraschten Kammerdiener tauschte.

„Da liegt mein Maskenanzug,“ meinte der Onkel Präsident, lachend auf den großgeblümten Schlafrock und auf einen schwarz und weißgegitterten Plaid zeigend. „Sieh zu, ob Dein Castellan «seine Ehre» auf's Spiel gesetzt hat.“

Der Regierungsrath mußte zugeben, daß dieser zusammengestellte Anzug einer Verkleidung nicht unähnlich sähe und er verbreitete sich mit seinem gewöhnlichen Humor früherer Tage über die neue Mode, die sich kürzlich erst von England nach Deutschland übersiedelt hatte, „als Deutscher einen Plaid zu tragen“.

Als er das Zimmer wieder verlassen hatte, machte der Präsident ein fröhliches Gesicht, worin sich seine innern Hoffnungen widerspiegelten und der Kammerdiener beeilte sich zu sagen:

„Welch' eine Thorheit, dem gnädigen Herrn eine fixe Idee anzudichten!“

Der Präsident fixirte ihn lächelnd von der Seite.

„Sie wechseln mit erbaulicher Schnelligkeit Ihre Meinungen und Urtheile, lieber Witte. Vergessen Sie nur nicht, daß die Erfinder ehrenrühriger Gerüchte nie so tadelnswerth erscheinen, wie die Verbreiter derselben. Ich bin überzeugt, der Castellan hält mich im Stillen für ebenso verrückt, wie meinen Neffen, den Regierungsrath, blos weil ich ein Tuch gegen die Morgenfrische übergehangen hatte, von dessen Gebrauch für Männer er bis dato noch nichts gewußt hat. Behält dieser weise Castellan nun sein Urtheil im verschwiegenen Busen, so schadet es weder mir, noch ihm, aber läßt er es zum weitern Verbrauch über seine Lippen treten, so müssen vernünftige Leute es ihm nicht nachsprechen. So — nun legen Sie mir noch ein Taschentuch heraus — jetzt wären wir fertig!“

Der Kammerdiener kannte seines Herrn Eigenthümlichkeit und wußte, daß mit den letzten, zweisinnigen Worten die ganze Unüberlegtheit seines Verhaltens am vorigen Abend ad acta geschrieben war.

Drüben im Familiensalon wartete die Oberkammerherrin mit Alice auf die Herren. Das Frühstück stand bereit, allein die Männer zögerten es einzunehmen. Alice zeigte mehr Ungeduld, als die alte Dame und sie äußerte endlich die Meinung, daß sie vielleicht

schon jetzt zu einer Berathung zusammengetreten sein möchten.

Sie hatte Recht. Es währte keine halbe Stunde, so hörte man des alten Primus Stimme von oben herab den Befehl ertheilen „zu satteln, um eine Depesche nach der nächsten Eisenbahnstation zu befördern.“

Traurig horchte die Oberkammerherrin auf diesen Befehl und mit einer Mischung von Furcht und Freude, das junge Mädchen.

Was konnte man nun Alles erwarten! Längst verblichene Bilder tauchten in der Erinnerung der alten Dame auf. Sie sah den trotzigen Knaben vor sich stehen, als ihr junger Gatte sie als Braut zu ihm geführt hatte — konnte sie von diesem, vielleicht böswilliger noch, verhärtetem Gemüthe irgend etwas Freundliches hoffen? Das Glück der Familie wurde jetzt in seine Hände gelegt. Er gewann Macht über das Schicksal der Menschen, die er mit Verachtung und Trotz gemieden hatte und ihr schauderte vor der Willkür seines Herrschens. Ja, so lange der Primus lebte, konnte es gehen, was wurde jedoch aus ihr, was aus Alice, wenn des harten Schicksals Walten die letzten Stützen des Hauses brach, wenn ihr Gatte, wenn ihr Schwager, wenn ihr Sohn heimgingen vor ihr.

Ihre Brust hob sich unter beklemmten Athemzügen,

während das junge Mädchen an ihrer Seite eine tiefe Sehnsucht nach der Entwirrung eines Geheimnisses in ihrem Familienkreise, entstehen fühlte. Die fremdartige Charakterfärbung eines Mannes, der ihr Oheim war, zog sie unwillkürlich, bei allem Abstoßenden, an. Sie wünschte ihn zu sehen, ihn kennen zu lernen, freilich mit einer Art scheuer Neugier, wie man wilde Thiere zu betrachten pflegt, aber ihr phantastisches Gemüth bildete einen Uebergang zur Bezähmung seines trotzigen Wesens in sich aus, sie dachte es sich herrlich, wenn er feindselig kam und durch Güte und Liebe bezwungen wurde. Darum leuchtete ihr Auge auch hell und zuversichtlich, als die Herren jetzt eintraten in's Frühstückzimmer und der Oberkammerherr mit sehr ernsten, fast feierlichen Mienen erklärte: „Es sei beschlossen, die Aufforderung zu jeder, auch der kleinsten und geringfügigsten Auskunft über etwaige Mitglieder der Familie, sogleich abgehen zu lassen und den sechzehnten August als den Tag anzuberaumen, wo die schriftlichen Mittheilungen darüber oder das persönliche Erscheinen derjenigen Personen, welche berechtigt zu sein glaubten, erwartet würden.

„Bis zum sechzehnten August hat also Junker Ludwig Zeit, den Kranken zu spielen," bemerkte der Präsident in unverwüstlichem Sarkasmus, „allein sollte

wider Vermuthen sich kein Comparent stellen, so werde ich ein ernsthaftes Wort mit ihm reden, meine Gnädige, trotz ihrer subtilen Lebensansichten, die eine Fortdauer der Liebe nach dem Tode predigen. Einer muß heirathen," fügte er leiser hinzu, indem seine Blicke verstohlen von Alice zu ihrem Vater wanderten. Der Regierungsrath hörte den Nachsatz. Ein flüchtiges Roth zuckte über sein Gesicht, aber es zeigte von da an den leichten Schatten eines bedenklichen Sinnens. Das Bild seiner verstorbenen Frau trat lebhaft vor seine Seele, er vergegenwärtigte sich die Freuden seiner Ehe, er gedachte der kleinen Leiden, die ihm die Individualität der Geliebten bereitet hatte und dann warf er sich die Frage auf, ob es ihm möglich sein würde, eine stille und einfache Vernunftheirath zu schließen.

Tausend Stimmen in seiner Brust riefen: „Nein! Nein!"

Gut, so mußte also Alice das Opfer sein.

Der Regierungsrath war mit neununddreißig Jahren noch nicht zu der Weltweisheit gelangt, die andere Weltleute schon vor ihrer Mündigkeit begriffen haben. Er beurtheilte alle Lebensverhältnisse nach idealen Begriffen und räumte den Zwangsmitteln, die zu einer hervorragenden Stellung zu führen vermochten, nicht die geringste Macht ein. Mit allen Eigenschaften aus-

gestattet, die für die glänzende Welt ausschließlich von Bedeutung sind, hatte er sich auf der Lebensbahn, welche ihm von Geburt angewiesen war, so lange sehr glücklich gefühlt, bis das Unglück seinen Weg durchkreuzte. Von der nichtigen Höhe, die sich ein Held des Gesellschaftssaals erträumt, herabgeschleudert, fand er sich plötzlich zu schwach, den Wechselfällen seines Geschicks den männlichen Muth entgegen zu stellen, der ihn über die wüste Leere seines beraubten Daseins emporheben konnte. Aber außer dieser Schwäche entdeckte er auch zu seinem Erstaunen, daß er von der Wirklichkeit des Lebens noch gar keinen rechten Begriff erhalten habe. Seine Lebenszeit war unter einem Spiele von Arbeit verflossen, durch die Liebe zu einer schönen Frau ausgefüllt, in den Capricen eines geselligen Verkehres untergegangen — war es zu verwundern, wenn er, keinen weitern genußreichen Verbrauch derselben kennend, es nicht der Mühe werth fand, weiter zu träumen oder von vorn anzufangen?

Alice also mußte das Opfer sein?

Ihm ging ein Schauder durch die Seele. Sein Kind jammerte ihn. Sollte das zarte Mädchen überredet und bezwungen von den Vorstellungen der Familienoberhäupter das ganze überschwenglich poetische

Glück der Liebe entbehren, blos um einen kaum emporgeschossenen Familienstamm zu erhalten?

Wozu gründete sein Vater ein Majorat! Es war unnöthig. Es war eine Ungerechtigkeit gegen die jüngstgeborenen Kinder des Hauses. Es dünkte ihm ein Uebergriff der väterlichen Macht, den ältesten Sohn dergestalt zu bevorzugen. Der Minister, sein ehrenwerther Großpapa, hatte ausdrücklich eine gleiche Theilung des Erbes ausgesprochen, weshalb folgte man nicht diesem Gerechtigkeitsgefühle?

Alice sollte nicht das Opfer sein! Sie sollte nicht ihre Jugend vertrauern und mit ihren sanften Blicken einen Vorwurf auf sein Herz schleudern.

Sein Vorsatz, den er nach diesem Grübeln faßte, entsprang aus dem klaren und lautern Quell einer romantisch tief begründeten Vaterliebe. Ehe er sein Kind dem kalten Leben überantwortete, das eine Vernunftheirath versprach, lieber wollte er mit dem vollen Bewußtsein dessen was er that, eine neue Ehe schließen.

Die beschlossene Aufforderung lief wirklich vom Stapel und fand ihren Weg, mittelst der umsichtigen Anordnung des Präsidenten durch alle Länder des cultivirten Europa, bis über das Meer hinaus. Es war in diesem Zeitungsinserate eine so sprechende

Dringlichkeit ausgedrückt „über den Verbleib der acht namhaft gemachten Söhne, des weiland Minister von Schmidt-Welldorf Erben, irgend eine Nachricht zu erhalten," daß es gar nicht fehlen konnte, die Aufmerksamkeit im Allgemeinen zu erregen und den Wunsch zu erwecken, der Familie durch die Kundgebung dessen, was zur Aufklärung und Ermittlung dienen konnte, einen Dienst zu leisten. Die diplomatische Schlauheit des alten Juristen hatte dem Aufrufe den Schleier des Geheimnisses übergeworfen, indem er die Gründe zu demselben ganz unerörtert ließ und eine Aufklärung darüber den Conferenzen auf dem Schlosse zu Welldorf überantwortete, die von dem sechzehnten August an beginnen sollten.

Durch einige kleine Zusätze des wohlwollenden Primus gewann dazu der Aufruf den Anschein einer Bitte an das Publikum im Allgemeinen, wodurch selbst dann eine Aufklärung erzielt werden konnte, wenn auch die fortdauernde Gehässigkeit des Bruders Octavus sich nicht zu einer Versöhnlichkeit geneigt finden lassen sollte, die eine Zusammenkunft möglich machte. Der alte gute Oberkammerherr meinte in seinem Sinne schon genug errungen zu haben, wenn er den Aufenthalt, eventualiter den Tod, seines Bruders mit Gewißheit erfuhr. Lebte Octav, so wollte

er sich weder von großen Entfernungen, nach fortgesetzten Unversöhnlichkeiten abhalten lassen, durch seine persönliche Einwirkung ein brüderliches Verhältniß wieder herzustellen, dies erklärte er seinem Bruder ganz unverhohlen. Ihn peinigte seit lieber, langer Zeit die feindselige Erbitterung seines jüngsten Bruders und die seltsam sich häufenden Sterbefälle in der Familie thaten das ihrige, um sein Herz immer mehr dem Verlangen zu öffnen, die Gestalt dieses Bruders zwischen den übrig gebliebenen Sprößlingen derselben walten zu sehen. Ohne dem Aberglauben zu huldigen, erschien ihm doch bisweilen das sichtliche Vergehen seines neubegründeten Stammes, als eine Wirkung der flammend ausgesprochenen Verwünschung, die von des Knaben Lippen geflogen war und er machte sich Vorwürfe über die Leichtsinnigkeit, womit er damals die gewaltsame Entfremdung seines Bruders aufgenommen hatte. Mit wahrer Inbrunst erflehete er es jetzt vom Schicksale, daß ihre Schritte Erfolg haben und ihm die Freuden eines Wiedersehens noch vor seinem Tode vergönnt sein möchten. Er theilte die Befürchtungen seiner würdigen Gattin, die Unheil sprießen sah, keineswegs. Die Ruhe und Erfahrung des gereiften Mannes hatte ganz sicher längst die knabenhafte Arroganz in's richtige Licht gestellt und

Herrn Octav fähig zu verständigen Vergleichungen gemacht. Ihm erschien deshalb der sechzehnte August als ein Lichtpunkt seines alten Lebens, während die Oberkammerherrin mit der Spitzfindigkeit weiblicher Zweifelsucht täglich neue Quellen der Sorge für die Zukunft entdeckte.

Drittes Capitel.

In der breiten Wasserfläche, welche die Elbe bildet, bevor sie sich in die Nordsee ergießt, liegen eine Menge kleiner Inseln, deren Bewohner sich vorzugsweise den Geschäften widmen, die von der unmittelbaren Verbindung mit der See herbeigeführt werden.

Schon durch die Isolirung ihrer Wohnorte sowohl, als durch das halb seemännische Leben, das sie zu führen gewohnt sind, hat sich unter diesen Inselbewohnern ein eigenthümlicher Charakter ausgebildet, der sie von den Bewohnern der Elbufer, so nahe sie auch denselben sind, sonderbar auszeichnet. Es entwickelte sich namentlich durch ihre Beschäftigungen auf dem Wasser, so wie durch den Handel, den sie eines Theils mit Fischen, andern Theils mit Gemüsen und Obst betreiben, eine rücksichtslose Selbstständigkeit in ihrem ganzen Wesen,

das sie allen andern Bewohnern dieses Districtes gegenüber sehr mündig erscheinen läßt.

Wie bei allen Inselbewohnern, wo die Männer mehr auf dem Wasser, als auf dem Lande zu Hause sind, müssen auch die Frauen auf diesen „Werdern," wie man sie nennt, kräftig und thatbereit dem Leben entgegentreten und allen häuslichen Obliegenheiten, worunter die Ackerwirthschaft und Viehzucht inbegriffen ist, vorstehen. Eine Constitution, derb wie Stein und eine Gesundheit fest wie Eisen macht sie im Allgemeinen auch tüchtig dazu und es kommt selten vor, daß sich auf den Werdern Menschen vorfinden, die sich durch Verkrüpplungen wie man sie unter verweichlichenden Verhältnissen so oft entstehen sieht, auszeichnen und sich zum Geschäfte untauglich erweisen.

Die Werder sind durchgängig so flach, daß nur hohe Erdwälle sie vor Ueberschwemmungen und gewaltsamen Eisgängen schützen können und diese Wälle sind theilweise so hoch, daß man nur die Wipfel der Bäume gewahr wird, wenn man sich ihnen nähert, aber gerade das giebt dem kleinen, von ihnen beschützten Fleckchen Erde einen unbeschreibbaren Reiz. Die Häuser liegen so tief versteckt hinter den Wällen, als hätten sie sich vor Sturm, Wetter und Wasser verkrochen und verspotteten nun in ihrer zierlichen Reinlichkeit die Feinde

ihres Daseins. Reinlichkeit ist ein vorherrschender Schmuck aller Gebäude auf den Inseln und Reinlichkeit die vorherrschende Tugend aller Inselbewohner.

Es war an einem Sonntage, als auf dem Deichwalle der Insel Falkwerder Jung und Alt, Groß und Klein umherlungerte, um eben diesen Sonntag so gehörig zu feiern, wie es zum Glück ihres armen, einfachen Lebens nothwendig war.

Der Tag neigte sich schon zum Ende und ließ bei der steigenden Stille der Natur, bei der bangen Schwüle der Luft und der gänzlichen Regungslosigkeit derselben ein Gewitter erwarten, bevor er ganz geschieden war.

Das Wasser lag krystallhell um die Insel. Ohne Wellenschlag, nur in einer frischen, aber ruhigen Beweglichkeit zog es dem nicht fernen Meere zu.

Zwischen den spielenden und lärmenden Kindern, zwischen den plaudernden und strickenden Frauen schritt plötzlich lustwandelnd ein Mädchenpaar daher, jung und hübsch genug, um auch anderwärts aller Augen auf sich zu ziehen; was in dem Momente geschah, als sie beide von unten aufstiegen um oberhalb des Walles ihren Spaziergang fortzusetzen. Den plaudernden Frauen stockte das Wort im Munde und den Strickerinnen entsank das Strickzeug, indem sie diesen Mäd-

chen nachblickten, wie sie Arm in Arm sicher und fest dahinschritten und rechts und links die herzlichen Gutenabendgrüße vertheilten.

War es denn möglich, was diese Frauen jetzt mit ihren eigenen, gesunden Augen bewunderten? War es kein Traum, daß die hübsche braunlockige Doris, des reichen Obsthändler Smeth Töchterchen, plötzlich nicht mehr hinkte mit ihrem verkrüppelten Fuße, sondern „schlank weg“ dahin marschirte, wie ihre Freundin Eleonor, des Lootsen Berch Tochter?

Es grenzte wahrlich an ein Wunder! Die Inselfrauen dachten mit frommer Andacht an die Erzählungen der heiligen Schrift, wo auch Lahme — gehend und Blinde — sehend geworden waren, als der Heiland seine heilige Hand auf ihr Gebrechen gelegt hatte. Aber was sie jetzt sahen, das war nicht mit einem Male geschehen, sondern es hatte sich unter den geschickten Händen eines Arztes entwickelt. Dieser junge Doctor von Schmidt war dem hübschen Inselkinde in den Straßen Hamburgs begegnet und sein Kennerblick hatte sogleich eine Heilung des Gebrechens erkannt.

Er war darauf zu dem jungen Mädchen herangetreten, das sich mittelst einer Krücke mühsam von Ort zu Ort schleppte, aber dessen ungeachtet mit ihren lustigen braunen Augen Alles frohsinnig in sich aufnahm.

Zuerst, als er dem Mädchen und den Eltern desselben die Versicherung gegeben hatte, den verkrümmten und ganz verdreht gewachsenen Fuß in eine richtige Lage zu bringen, damit Doris gehen solle, wie alle andern Menschen, da zögerte man es zu glauben und seine unentgeltlich gebotene Hülfe anzunehmen, aber nachdem das Mädchen, einer möglichen Abhülfe entzückt entgegensehend, ihren festen Willen zur Operation erklärt hatte, schritt man ungesäumt dazu.

Jetzt waren kaum sechzehn Wochen verflossen, seit die hübsche Doris mit Krücken umherwankte und nun spazierte sie, freilich noch vorsichtig und am Arme ihrer Freundin Eleonor, wohlgemuth auf dem Damme entlang.

Grenzte das nicht an ein Wunder?

Schon hundert Mal hatten die Frauen den operirten Fuß, seit er aus den Bandagen befreiet war, beschauet und geprüft — sie mußten sagen, die Geschichte war unbestreitbar gewiß.

Daß unter solchen Umständen der junge Doctor, der erst kurze Zeit sich in Hamburg niedergelassen hatte, vergöttert und von allen Zungen gepriesen wurde, ist natürlich. Wenn er auf der Insel erschien, lief ihm Alles entgegen. Die Kinder reichten ihm die schmutzi-

gen Hände und die jungen Mädchen grüßten mit dem freundlichsten Gesichte.

Am allerfreundlichsten jedoch empfing ihn Doris, seine Patientin, der er einen so wesentlichen Dienst geleistet hatte.

Während die Frauen in andächtigem Staunen den beiden Mädchen nachsahen, wendeten diese ihre Schritte nach der Spitze der Insel, die eine Aussicht auf den weiten Wasserspiegel bis zum Höhenpunkte bei Blankenese eröffnete.

Hier blieben sie stehen und schaueten mit der stumpfen Neugier, die immer ein Zeichen von weniger Poesie im Menschen ist, über das Wasser hinweg, nach den reizenden Villen hinüber, wo die vornehmen und reichen Kaufleute Hamburgs ihr Sommerquartier aufschlugen.

Ein Boot schwankte zu derselben Zeit durch das klare und stille Wasser, geführt von der kundigen Hand eines Lootsen, und eine hohe Männergestalt lag träumerisch in dem engen kleinen Raume, unter Gefühlen ganz anderer Art, das hohe Elbufer mit seiner malerischen Abwechselung betrachtend, als die Inselmädchen.

Während sich oben auf dem Walle zu diesen der junge, schlanke Willi Berch, Eleonor's Bruder, gesellte und sie beredete, mit ihm in seiner neuen Jolle eine

Fahrt nach dem kleinen Werder zu unternehmen, strich das Boot langsam an der entgegengesetzten Seite von Falkwerder heran und der Doctor erhob sich von seinem Platze um auszusteigen.

Es war ein junger, großer Mann von intelligentem Aeußern, der ohne zu den Männerschönheiten zu zählen, niemals unbeachtet bleiben konnte. Eine stolze Haltung und ein kalter Blick konnte bei einer oberflächlichen Beurtheilung ihm den Verdacht des Hochmuths zuziehen; allein es bedurfte nur einer Klage, die an sein Ohr drang, um den mildesten Strahl des Erbarmens in seinen überaus schönen Augen zu entzünden.

Zögernd verließ er das Boot. Hatte er vielleicht mit einem gewissen Vorsatze die Insel an diesem Tage aufgesucht, der ihm jetzt leid wurde? Beinahe hätte man so etwas denken sollen, wenn man die wechselnde Stimmung auf seinem Gesichte beobachtete. Licht und Schatten flog darüber. Spott und Gefühl wetteiferte um den Vorrang und wenn man das stumme Geberdenspiel in Worte hätte übersetzen wollen, so würde die Frage darin enthalten gewesen sein: „Ist Liebe nicht Thorheit?“

Der Doctor von Schmidt stieg langsam die Wallhöhe hinan. Oben angekommen blieb er abermals

stehen und sendete seine Blicke nach dem gegenseitigen Strande hinüber, wo in lebensvoller, malerischer Mannichfaltigkeit die Stadt Hamburg mit ihrer Vorstadt St. Pauli, daran Altona, Ottensen, Neumühl, Develgönne, Flottbeck, Niestetten, Ottmarschen und Blankenese mit seinem Sültberge weithin ausgebreitet lag. Ein blendender, goldiger Lichtstrahl stahl sich so eben aus der dunkeln Wolkenmasse, welche in dichten Schichten den nordwestlichen Himmel bedeckte und beleuchtete mit prächtigem Glanze die weißen Villen, die oberhalb der Dörfer die Höhen des Strandes zierten. Es war ein Augenblick in der Natur, wie sie ihn selten schafft, weshalb es dem Menschen eine Unnatur scheint, wenn der Maler diesen köstlichen Moment auffaßt und ihn seinem Bilde einverleibt. Ein solcher Abendhimmel, prachtvoll gezeichnet, mit den drohenden Wetterwolken auf lichtblauem Grunde, unverändert und unbeweglich, ist oft ein Bild des menschlichen Daseins, das Stürme hinter einer ruhigen Hülle heranrücken läßt.

Der Doctor Schmidt verfiel auf diesen Gedanken, als er, in Betrachtungen versenkt, den lärmenden und spielenden Kindern näher kam, die ihn alsbald umringten, um ihm, als etwas Großes zu erzählen „daß Smeth's Doris nicht mehr an Krücken gehe.“ Er belächelte gütig die Huldigung, die in dieser ganz natur-

wüchsigen Begrüßung lag und ging seitwärts ab um „Smeth's Doris" einen Besuch abzustatten, der eigentlich nicht mehr zu seiner Praxis gehörte.

Das Haus vor Jan Smeth zeichnete sich durch seine Bauart von allen übrigen der Insel aus. Es erinnerte an die holländischen Meiereien, die überall mit Dachschindeln von Holz verschält, von außen das Ansehen leichter Bretterbuden haben und doch so warm und behaglich sind, daß selbst der bösartige Nordwind lange an den Schindeln rütteln kann, bevor er Eingang in solch ein Haus erhält. Innen aber fand man die Sauberkeit, welche aus den zweckmäßigen dunkelbraunen Anstrich der Fußböden entsteht, die, wie die Kajüten eines Schiffes, an jedem Tage gewaschen werden, ohne die gewöhnliche Scheuerfeuchtigkeit zu verbreiten.

Frau Smeth saß in der Thür und las die Hamburger Zeitung. Die Fenster ihres Hauses blitzten im Abendsonnenschein und die bunten Winden, welche an der ländlichen Veranda, die sich über der Hausthür wölbte, emporgezogen waren, strahlten in diesem Sonnenglanze.

Die Frau war in die übliche Tracht der Inselbewohner gekleidet, aber viel sauberer und feiner, sie gab in ihrer ganzen Erscheinung ein Bild glückseliger

Zufriedenheit ab, obwohl sie in dem frühgealterten Gesichte deutliche Spuren ihres arbeitsvollen Lebens trug.

Beim Anblicke des Doctors stieß sie einen Ausruf der freudigen Ueberraschung aus und eilte ihm hastig entgegen.

„Die Doris ist fortgegangen, Herr Doctor," sprach sie leuchtenden Auges zu ihm aufblickend. „Sie wär' wohl ganz gerne heim geblieben, hätt' sie's gewußt, daß Sie 'naus kämen."

Der junge Arzt antwortete nicht, aber sein Mienenspiel verrieth, daß er meine, das Mädchen könne es wohl erwartet haben. Es trat ein leichter Spottzug um seinen Mund, als er sich in dem wohlgeordneten Zimmer der Frau Smeth niederließ und seine Augen kritisirend umhersendete. Bis dahin hatte er dies Haus noch immer nur in ärztlicher Beziehung seiner Aufmerksamkeit werth befunden und erst am Morgen dieses Tages waren Entschließungen in ihm aufgetaucht, die aus einer falsch verstandenen Vorliebe für das Volk im Allgemeinen und für die kleine, braunlockige Doris im Speciellen entstanden waren.

Diese Entschließungen hatten ihn allerdings zu seinem Besuche veranlaßt, aber seine Patientin wußte außerdem, daß er „spätestens am Sonntag" hatte

wiederkommen wollen. Es war ein böses Omen, daß sie dies vergessen konnte.

Frau Smeth verbreitete sich während seines kurzen Gedankenspieles über das unerhörte Glück, das sich durch die glückliche Kur für ihre Tochter eröffne und erzählte ihm, wie schon oftmals, daß Doris die lebhafteste Dankbarkeit empfände.

Ein sarkastisches Lächeln, womit der Doctor diese mütterliche Ergießung erwiderte, wurde von der guten Frau nicht begriffen, weil sie keine Ahnung von dem Herzenszustande des Mannes hatte, dem sie gern alle Schätze der Welt zu Füßen gelegt für den ihnen verliehenen Segen.

Sie entfernte sich endlich, ohne Sorge um eine Wortkargheit, die sie eigentlich so nahe anging, und beschäftigte sich damit, dem geehrten Gaste eine Erfrischung zu bereiten.

Der Doctor blieb allein. Er hatte nun Muße, sein Traumleben von Glück, womit er sich seit vierundzwanzig Stunden beseligt hatte, mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Die erste Frage, die er sich jetzt vorlegte, lautete: liebst du denn wirklich diese kleine braunäugige Doris so leidenschaftlich, daß ihr Besitz dir nothwendig ist?

Sein Herzpochen bei dieser kaltblütigen Frage

schien dem unerfahrenen Manne ein freudiges Ja und er vertiefte sich danach in eine Reihe von Erinnerungen, woraus ihm wie ein liebliches Licht, die unschuldige und zärtliche Neigung des jungen Mädchens entgegenleuchtete.

Der junge Herr Doctor gehörte zu den Weltverbesserern, die im Volke den Mark des Guten suchen und es für leicht halten, das Große und Edle aus demselben herauszubilden. Von früher Jugend an war es ein Lieblingsgedanke von ihm gewesen, einst ein Naturkind durch seine leidenschaftliche Liebe zu beglücken und sich dies sehr einfach geträumte Naturkind zu einem erhabenen Beispiele ächter Weiblichkeit auszubilden. Es war also nicht der Zufall allein, der ihn antrieb, seine wundärztlichen Geschicklichkeiten an Doris Smeth zu versuchen. Das reizende Gesicht der armen Kleinen fiel ihm auf — er bot den Eltern Hülfe an, aber tief im Herzen regte sich zugleich eine Hoffnung, seine Jünglingsideen realisiren zu können. Armer Thor, der sein Lebensglück auf Chimären setzte!

Die Kur war gelungen, Doris befand sich im Besitze ihrer gesunden Gliedmaßen. Jetzt trat die Krisis in des Doctors Maximen ein. Er überlegte Alles und übersah dabei, daß gerade die Kraft, womit er Entschlüsse faßte, ein Beweis von bedeutender Herzenskühle war.

Vertraut mit allen Blutbewegungen und Nervenregungen im Menschen war er jetzt an einen Punkt im weiten Felde seiner Wissenschaft gekommen, worin er sich unwissender bewegte, als ein Knabe. Der Ernst seines Studiums hatte ihn früh gereift für seinen Beruf, aber er hatte ihn auch fern von den Erkenntnißquellen des wirklichen Lebens außerhalb seiner Berufssphäre gehalten. Mit glühendem Eifer warf er sich in die Praxis und die Erfolge, welche seine Kuren gewannen, brachten ein Selbstvertrauen zu Wege, das ihm Titanenkräfte verlieh.

Aber es war Alles Dichtung, es war Alles Traum. Seine Pläne für sein Lebensglück krankten an Idealismus, und brachten ihn auf Abwege, wohin sich nur überspannte Menschen verirren.

Die Zeit war rasch vorwärts geeilt, doch Doris erschien noch immer nicht.

Die Entscheidung, die der junge Arzt auf diese Zusammenkunft gestützt hatte, wurde dadurch hinausgeschoben. Er hatte das Herz des Mädchens sondiren, er hatte sie befragen wollen, ob sie ihm angehören könne für's Leben, ob ihre Dankbarkeit mit der tiefen Liebe zu ihrem Wohlthäter vereint, ausreichen würde, sich ganz nach seinen Vorschriften zu bilden — kurz gesagt, er war mit dem festen Willen nach der Insel

gefahren, um vermessen den Gott seines Geschickes zu spielen und sein Schutzgeist entfernte den Gegenstand, welcher die Klippe geworden wäre, woran sein Lebensglück hätte scheitern müssen.

Mißmüthig brach er endlich auf, ohne Doris gesehen zu haben.

Wo aber weilte diese?

Die Mädchen waren mit Willi, dem hübschen Schiffbauer, der seit einigen Wochen im Hause seiner Eltern auf Besuch war, in die kleine, elegante Jolle gestiegen, ein Meisterstück des geschickten Willi, und waren hinüber gefahren nach dem Kerkwerder, einem winzigen Inselchen, das nur Gras und hübsche Wasserblumen aufwies, und von der hochsteigenden Fluth stets überschwemmt wurde.

Es war ganz flach, nur in der Mitte zeigte sich eine Erdstufe, deren scharf ausgespülte Kante deutlich von der Macht der hier oft anschlagenden Wellen erzählte. Kleines kurzes Gesträuch rankte sich, fest verschlungen, wie eine Hecke, auf dieser Erhöhung entlang und bildete eine riesige Bank mit einem Geländer daraus.

Auf dieser natürlichen Rasenbank saßen die drei jungen Menschen, nachdem sie bunte Kuckuksblumen, Butterblumen und blaue Glocken gepflückt hatten, machten

Kränze und plauderten harmlos zusammen. Eine wonnig warme Luft, nur von dem Hauche des strömenden Wassers getränkt, schlich beruhigend um die Kinder der Insel, die sorglos und mit dem Elemente vertraut, den Abend hier erwarten wollten, um mit der eintretenden Fluth schaukelnd nach Falkwerder hinüber zu treiben.

Während sie lachten und sangen, während die braunlockige Doris von den zärtlichen Blicken Willi's getroffen, ihr ganzes Herz vor den Freunden der Jugend öffnete und sie gewahren ließ, wie unglücklich sie sich mit ihrem verkrüppelten Fuße gefühlt, wie sie es als ein Gotteszeichen zu einem ehelosen Leben betrachtet habe, während dieser Zeit ging die Sonne langsam hinter dem finstern Gewölke unter und die Fluth trat langsam auf das Gras der Insel. Die dicken Wolken zogen sich dann schwerfällig auseinander und breiteten sich immer weiter über den tiefblauen Abendhimmel aus.

Die drei jungen Menschen achteten dessen nicht. Warum auch? Hatten sie nicht auch eine Jolle, worin sie die kurze Strecke bis zur Heimath in wenigen Minuten erreichen konnten und war nicht ein starker, gewandter Ruderer zur Stelle, der sie selbst in Sturm und Wetter, wohlbehalten zum Hafen bringen würde?

Sie plauderten fort und fort. Willi gestand der erglühenden Doris, daß er sie trotz ihres verkrüppelten Fußes zur Geliebten seines Herzens gemacht und sie ungeachtet dieses Körperfehlers einstmals zur Frau begehrt hätte.

Doris glaubte das, obgleich das Geständniß so spät kam, daß es zweifelhaft blieb, ob es unter andern Umständen jemals erfolgt sein würde. Sie nahm seine Liebe um so williger an, als ihr junges Herz längst den hübschen Willi als den Stolz und das Ideal der Insel betrachtet hatte. Er war der „Löwe" unter den jungen Männern, der die Mode angab und einige Dummheiten ganz ungestraft ausüben konnte. Solche Männer sind immer das Ziel der Mädchenwünsche.

Ein kühler Luftzug drang endlich durch das kleine Gesträuch, und weckte die Aufmerksamkeit der jungen Mädchen, die sich dagegen gelehnt hatten.

Erschrocken wies Eleonor mit der Hand zum Himmelszelte hinauf und sagte: „Es fängt an zu wehen — wir haben ein Gewitter herauf, ehe wir denken. Laßt uns zu Hause." Sie erhob sich eilig und schüttelte die Blumenreste von der Schürze.

„Ja wohl!" meinte Willi rund umschauend. „Mit der Fluth kommt's herauf — es ist grausig dunkel nach dem Meere zu."

Doris wurde sehr ängstlich. Sie hatte sich nie weit vom Hause gewagt und war vermöge ihrer Körperlichkeit etwäs verzärtelt worden. Man lachte aber ihrer Angst.

Sorglos verließen sie nun ihren Platz und schritten dem Rasen entlang der Stelle zu, wo die Jolle am Pflocke festgekettet lag. Der Rasen zeigte sich weich und feucht.

„Donner und Doria —“ schrie Willi lebhaft auf, „wir müssen eilen, die Fluth ist höher hinauf, als ich vermuthen konnte.“ Er hielt die Mädchen zurück um voraus zu gehen, und patschte richtig nach zwei Secunden in dem mit Gras bedeckten Wasser.

„Nur vorwärts — es hilft nichts — nasse Füße gibt's — aber sterben werdet Ihr nicht daran. Reich' mir Deine Hand, Doris!“

Das junge Mädchen wich zurück. „Nein, nein, Willi — ich darf mir die Füße nicht erkälten, sagt der Doctor. — Kannst Du die Jolle nicht 'naufschieben bis hieher —?“ rief sie mit sehr beklommenem Tone.

Die Jolle? Ja die Jolle? Wo war die Jolle geblieben? In einem Anfalle von wahrhaftem Schrecken schickte Willi seine Blicke umher, die Jolle zu suchen, die er in dieser Gegend angelegt hatte. Endlich entdeckte er sie. Weit über Niestetten hinaus bei Ja-

kobsens Restauration schwankte sie kieleinwärrs gegen die Fluth hinunter.

„Himmel Element — das ist ein fataler Zufall!“ schrie Willi. „Geht zurück Ihr Mädchen, geht zurück, schwenkt von der Inselbank Eure Schürzen gegen den Deichwall von Falkwerder damit sie unsern Unfall gewahr werden. — Doris — eile Deine Füße vor Nässe zu wahren — Herr Gott, welch' ein fataler Zufall!“

Still, aber mit Thränen der Angst im Auge rettete sich Doris auf die höchste Anhöhe, um von dort aus, mit steigender Beklemmung, das Verschwinden der grasigen Ufer zu beobachten. Immer höher stieg die Fluth — immer näher zog das grollende Gewitter. Der Strom lag vereinsamt. Fern ab, nach dem Strande von Neumühl zu, rauschten einige stolze Dreimaster, aber sie waren so fern von ihnen, daß kein Laut von ihrem Munde zu denselben dringen konnte.

„Die Fluth steigt rasch, Willi —“ flüsterte die muthigere Schwester des jungen Burschen etwas ängstlich, — „sie wird doch nicht die ganze Insel überlaufen?“

„Ich denk' es nicht,“ murmelte er und blickte verzagt auf die Thränen der armen Doris, die von ihren Augen tropften. „Sei ruhig, liebe Doris,“

bat er weichmüthig. „Du sollst nicht in der Gefahr umkommen — wird es schlimm, so werf' ich das Zeug ab und schwimme hinüber um ein Boot zu holen — sei ruhig — vielleicht werden sie unsere Lage vom Deichwalle gewahr und kommen. —“

„Schwimmen? Du, schwimmen?“ wiederholte seine Schwester. „Bist nie ein großer Held im Schwimmen gewesen. — Gehst unter, wie ein Kohlensack! — darauf verlasse ich mich nicht.“

„Warte es ab Leonor,“ fuhr Willi hitzig auf. „Dir zu lieb ginge ich schon nicht in's Wasser, aber der Doris wegen geschieht's, so wahr ich Willi Berch heiße.“

Doris lächelte ihn seelenvoll an. „Vielleicht ist es nicht nöthig — wehen wir nur tüchtig mit den Schürzen!“

Sie nahm abermals ihr Schürzchen und ließ es flattern und fliegen.

Die Fluth war sachte herangekrochen bis zu dem Fuße der Erdstufe und die Wellen tönten jetzt, sie zischten und brauseten — der Wind erhob sich und pfiff hohl durch die Wasserfluth. Die Wolken hingen bleischwer über ihnen.

Einzelne Blitze zuckten von fern her schon durch die Luft und ein dumpfes Poltern drang über die Wasser=

fläche herüber. Ob es Donner war, wußten die Armen nicht zu unterscheiden. Es konnte auch der heranschleichende Sturm sein.

„Es gibt reichlich Regen, wenn es erst losbricht —“ flüsterte Eleonor wieder und noch ängstlicher, als zuvor.

„Ja wohl,“ antwortete Willi, indem er Anstalt traf seine Kleidung abzuwerfen.

„Warte noch Willi —“ bat seine Schwester und Doris faßte heftig bewegt seine Hände.

„Du sollst Dein Leben nicht wagen,“ sprach sie befehlend. „Die Fluth wird nicht höher steigen und wenn's zu regnen beginnt, wird man mich suchen und erfahren, daß wir mit Dir in die Jolle gestiegen sind.“

Der junge Bursche sah das Mädchen stumm an. Eine Welt von Gefühlen schien in ihm aufzugehen. Hatte er bis dahin, vielleicht im frevelvollen Leichtsinne, an das Vermögen gedacht, das das hübsche Mädchen zu erwarten halte, so trat jetzt ihr Werth in ein anderes Licht. Wie sanft und gut benahm sie sich, obgleich sie ein Recht gehabt hätte zu zürnen, daß er die Jolle so nachlässig befestigt hatte. Sie erfreuete sich erst seit kurzer Zeit einer Körperlichkeit, die jetzt gefährdet erschien, denn des Arztes Befehl war gewesen

„die Füße vor Erkältung zu hüten!" und dennoch berücksichtigte sie sich weniger, als ihn.

Ganz überwältigt von seiner innern Aufwallung warf er seine Arme um das gute reizende Kind, drückte es fest an sich und rief: „Gebe doch nur Gott, meine Doris, daß Dir kein Schade geschieht —! Was soll ich nur thun, um Dich zu bewahren — du Gott!" Ein heftiger Stoßwind fuhr über den schmalen Erdstreifen hinweg, auf welchem sie standen und er faßte im Wirbel das leichte Schürzchen, das Doris in der Hand hielt. Hoch auf flog es, flatternd und wehend, wie ein Nothzeichen trug es der Wind fort gegen Falkwerder hin, wo der Doctor eben vom Walle hinabstieg mit seinem Lootsen das Wetter besprechend.

Der Schiffer schauete prüfend in die Wolken und meinte, „sie kämen noch hinüber."

Der Doctor aber sah das segelnde Schürzchen in der Luft und fragte: „was ist das? Woher kommt das?"

Er blieb stehen und legte sein kleines Fernrohr an. „Sind dort nicht Menschen mitten im Wasser?" warf er fragend hin, bevor er das Glas richtig gestellt hatte. „Sehen Sie, Hoop — dort rechts hinüber gegen Neumühl hinauf —"

„Es ist auf dem Kerkwerder —" erläuterte der

Lootse — „die Fluth wird ihn heute unterbringen, das Gewitter treibt von der See her. — Sehen Sie etwas Herr Doctor? der Abend ist von Wetterwolken zu dunkel, als daß ich's erkennen könnte. Da — wirklich — es weht noch eine Schürze. —"

„Allmächtiger Gott, Hoop —" rief der Doctor erschrocken sein Fernrohr zusammenschiebend — „machen Sie hinüber — es sind zwei Mädchen und ein Mann, wenn ich nicht irre, so ist Doris Smeth dabei — sie stehen auf einem Streifen Erde so breit wie eine Gartenbank — eilen Sie!"

Hoop trollte schnell zum Strande, löste die Kette des Bootes und schoß nach zwei Minuten pfeilgeschwind durch den Strom dahin nach dem Kerkwerder zu.

In tiefer gewaltiger Erschütterung lehnte der junge Arzt an einen umgestülpten Kahn und richtete zitternd das Fernglas wieder auf die Stelle.

Noch sah er die drei Gestalten stehen, aber der Erdstreifen schien ihm schmaler geworden. Die Gestalten mochten Mühe haben, sich gegen die Stöße des Windes, die in immer verstärkterm Maaße losbrachen, zu schützen — der Doctor sahe deutlich, daß sie sich dicht zusammen stellten, die kleine, welche er für Doris hielt, in der Mitte. Der Gewittergraus zog während der Zeit näher und das Wasser begann seine Wogen

heftiger zu wälzen. Sie vertrieben den Doctor von seinem Standpunkte. Er mußte höher hinauf. Als er wieder hinüberblickte, war der Erdstreifen gar nicht mehr sichtbar, aber die Menschen standen fest verschlungen in der weiten Wasserfläche und das Boot des Lootsen Hoop lavirte unweit dieser Stelle vorsichtig auf die Gruppe zu. Noch eine Minute — eine Ewigkeit für den bewegten Zuschauer am Strande, — dann sah er das Boot wenden — die drei Menschen saßen in demselben.

Mit fieberhafter Ungeduld erwartete der Doctor die Landung. War es wirklich Doris, das Ideal seiner philanthropischen Träume, die er abermals und zwar vom unvermeidlichen Tode gerettet hatte?

Sein Mißmuth, womit er ihre Abwesenheit ertragen, begann zu weichen vor der Aufregung, in welche er von ihrer wunderbaren Rettung versetzt wurde.

Sie erschien ihm jetzt doppelt als sein Eigenthum, da des Himmels Fügung sie wiederum in seine Hände legte. Vorher betrachtete er ihr von Plagen befreites Dasein als ein Werk seiner Güte, die sie zu einem Geschöpfe seines reinen und redlichen Willens zu machen geeignet war, jetzt aber gehörte ihm dies Dasein und er beschloß, es als ein Geschenk von Gottes mächtiger Hand an sich zu ketten.

Die Wolken trieben unterdessen in rasender Eile von Norden nach Süden — einzelne Tropfen sprüheten hernieder, aber das Gewitter entlud sich nicht.

Fest wie ein Baum stand der Doctor und sah dem Boote entgegen.

Als es sich dem Landungsplatze näherte, überzeugte er sich, daß er sich nicht getäuscht hatte. Doris saß, bleich von der ausgestandenen Angst, dicht neben einem jungen, auffallend hübschen Manne, von seinem Arme umschlungen und schützend an seine Brust gezogen.

„Doctor Schmidt! Hurrah!" rief dieser junge Mann ihm frohsinnig entgegen und schwenkte sein Schiffermützchen grüßend gegen ihn.

Das Boot landete, vermochte aber nicht so weit aufzufahren, daß ein ganz trockenes Aussteigen möglich wurde. Hurtig sprang Willi heraus, nahm Doris in seine Arme und trug sie hinüber bis dicht vor den Doctor, dem er fröhlich in's ernsthafte Gesicht schauete und dabei sprach:

„Das war aber gerne*) eine verfehlte Parthie nach dem vertracten Kerkwerder und meine neue prächtige Jolle ist dabei «hopps» gegangen. Schönen

*) Provinziell.

Dank, guter Hoop, für die Rettung," wendete sich der gewandte, hübsche Mensch an den Lootsen, der ruhig in seinem Boote auf seinen Herrn Doctor wartete. „Kommt vielleicht eine Gelegenheit, daß ich's vergelten kann."

Während er sprach, hatte sich Doris mit der allerliebsten Verschämtheit der Inselmädchen, die jedoch nicht ganz ohne Koketterie war, ihrem Arzte genähert und eine halbe Entschuldigung hergestottert, daß sie „fortgegangen gewesen wäre."

Doctor Schmidt sah sie gutmüthig spöttisch an: „Gebrauchen Sie Ihre Füße immerhin zum Fortgehen — ich habe nichts dagegen!" antwortete er sehr kalt.

Er grüßte kurz und bestieg rascher, als es nöthig schien, das Boot, das Hoop sogleich vom Ufer abschwenkte.

„Wir haben ihm nicht einmal danken können —" sagte Eleonor und Doris, welche fühlte, daß er ihr zürnen müsse, schauete ihm traurig so lange nach, als sie das Boot sehen konnte.

Der Doctor lehnte mit derselben Gleichmüthigkeit im Boote, wie bei der Hinfahrt.

Ob er innerlich ebenso seelenruhig war, konnte man nicht enträthseln.

Das Unwetter war vorübergeflogen, klar wie

Glas lag der Wasserspiegel vor ihm und des Abend-himmels goldiger Streif begrenzte nordwestlich die weite Fläche. Es schien kein Anfang und kein Ende dort unten zu sein — Himmel und Wasser ein unendlich schönes Ganze.

Des jungen Mannes Augen ruheten fest darauf. Auf seinem Gesichte strahlte eine Zuversicht des Glaubens, die es wahrhaft rührend verklärte.

Plötzlich hielt der Lootse mit Rudern inne und sah sich nach seinem Passagier um.

„Wissen Sie, mein Herr, wo wir jetzt sind?“ fragte er ernst.

Der Doctor fuhr aus seinem Sinnen auf: „Nun? Hoop — ich will nicht hoffen —“ ein Schauder schloß ihm den Mund, als er neben sich eine strudelnde Wogenwelle erblickte, die wild und rauschend gegen den Bord anschlug.

Hoop nickte bedeutsam.

„Hier standen die unbedachtsamen Kinder,“ erklärte er, mit dem Finger hinüber deutend. „Sie waren verloren, wenn Sie das flatternde Schürzchen nicht gewahr wurden. Eine Minute später war die Rasenbank verschwunden — Gott hat sie wunderbar beschützt!“

Des Doctors Blick fuhr unter einem nie gefühl-

ten Grausen über das Wasser hin, welches jetzt in seinem Schooße ein Eiland trug, worauf noch vor kurzem mit friedlicher Freude drei junge Herzen sorglos geweilt hatten.

„Wenn aber so große Gefahr beim Betreten dieses Werders vorhanden ist, so sollte dies verboten werden," erwiderte er nach einem minutenlangen Schweigen.

„Ist gar keine Gefahr, lieber Herr," war Hoop's trockene Antwort. Die Fluth kommt langsam — freilich mit der Fluth müssen diese Werder alle verlassen werden. Willi Berch hätte nur seine Jolle besser anbinden müssen — aber der Bursch hat wahrscheinlich Hören und Sehen über seine Liebe verloren gehabt."

„Ueber seine Liebe?" wiederholte der Doctor gelassen. „Zu wem?"

„Nun — zu Doris Smeth — haben Sie es nicht gesehen?" berichtigte Hoop lächelnd.

„Ist das ein schon lange bestehendes Verhältniß?—" examinirte der junge Herr weiter.

„Gesprochen hat man schon längst davon! Die Alten wollten es gern, aber Willi hat sich bis dahin der hinkenden Braut geschämt. Dem haben Sie nun abgeholfen. —"

„Ja wohl," schloß der Arzt das Gespräch und versenkte sich wieder in seine Gedanken.

Er wußte jetzt ganz genau, daß man sich bei Plänen zu einem Lebensglücke, wozu zwei gehören, verrechnen kann, wenn man die Begründung desselben nur von seinem Willen abhängig glaubt. Allein er fühlte auch, daß der Verlust des erträumten Glückes ihn weniger schmerzte, als verdroß.

Von der Höhe seiner Bildung und seiner bürgerlichen Stellung herab übersah er die weichen Fesseln des Gemeinlebens, die von früher Jugend sich hin- und herziehen und alles Interesse in sich vereinen, das ein einfaches Leben in sich fassen kann. Er meinte ein Glück darzubieten, indem er sich selbst ein Glück schaffen wollte, wie es seine verirrte Phantasie als rein und naturgemäß anpries und siehe da, seine Persönlichkeit war nicht im Stande gewesen, die naturwüchsige Liebenswürdigkeit eines Jugendfreundes zu überstrahlen. Er gab dem Mädchen die Fähigkeit, gleich andern Leuten zu gehen und sie lief sogleich dahin, wohin ihr Herz sie zog. Solche Erfahrungen waren freilich wenig geeignet ihm ferner Lust zu machen, sich einem Mädchen aus dem Volke zu widmen, um ursprünglich großherzigen Empfindungen nachzuforschen und für sich zu cultiviren. Er hatte nicht daran gedacht, Naturfehlern begegnen zu können, als er Naturtugenden nachzujagen beschloß.

Aus dem Chaos seiner Gefühle, die keineswegeges sehr angenehm waren, weil seine Erfahrung ihm das Bekenntniß der Thorheit entriß, tauchte ihm ein lachendes Gesicht entgegen, das Gesicht seiner Schwester Konstanze, die ihm täglich vorgepredigt hatte, welche Thorheit er im Begriff war zu begehen, als er eigensinnig darauf beharrte, ein Meisterstück seiner eigenen Schöpfung zu bilden und dann zu lieben. Was würde sie sagen, wenn sie diesen ungeahneten Ausgang seines Vorhabens erfuhr? Bot sich ihr nicht dadurch ein ausgezeichneter Stoff zu Neckereien? Unter solchen Gedanken verging ihm unvermerkt die Zeit und das Boot war, mit der Fluth vorwärts getrieben, schon unter dem Rainville'schen Garten angelangt, als er von der herabschallenden Musik aufgeschreckt, einige Damen im blendendsten Putze am Strande stehen und winken sah.

„Was wollen die Damen?“ fragte er seinen Lootsen.

„Mit hinauf nach Hamburg,“ entgegnete dieser. „Es sind Kunden von mir — wenn Sie gestatten wollten, daß ich sie mitnehme —“

„Warum nicht!“ rief der Doctor nachlässig seinen Sitz räumend und dicht beim Lootsen Platz nehmend.

Das Boot bog an's Ufer und die Damen stiegen

ein. Es waren Jüdinnen, ihr Jargon verrieth sie sogleich, auch die sententiöse Artigkeit, womit sie ihren Dank aussprachen.

Der Doctor hielt sich still und zurückgezogen. Er war nicht in der Stimmung, auf eine Conversation einzugehen, die sich um nichts drehete.

Plötzlich sagte die Eine der grün, gelb und roth costümirten Damen mit einer gewissen Dringlichkeit zu ihm:

„Habe ich doch heute Morgen schon an den Herrn Doctor von Schmidt gedacht und muß ich nun heut' Abends mit ihm wirklich zusammentreffen. Sind Sie wohl aufmerksam geworden, mein bester Herr, auf den Artikel in der Zeitung, wo die Familie von Schmidt, stammend von einem großen Herrn, der Präsident oder Minister ist gewesen, zu einer Zusammenkunft aufgefordert wird. Gehören der Herr Doctor gewiß zu dieser Familie von Schmidt?"

Der Doctor wendete, mit der Nachlässigkeit eines Mannes, welcher nicht ruhig genug ist um sich für Zeitungsartikel zu interessiren, ein, daß sein Vater ein einfacher Privatmann gewesen sei und nie im Staatsdienst gestanden habe.

Die Dame ließ aber nicht nach von der Möglichkeit zu reden, daß er dennoch dazu gehöre und rieth

ihm, eine praktische Geschäftskundigkeit verrathend, die Anzeige in Obacht zu nehmen, da viel davon abzuhängen scheine.

Er belächelte ihren Eifer ohne sich davon angesteckt zu fühlen und sie kauderwälschte die ganze Anzeige auf eine Art zurecht, die allerdings seine Aufmerksamkeit nicht erwecken konnte. Sie hatte nicht einen einzigen der sonderbaren Vornamen richtig behalten, wodurch man am ersten zu einer bestimmten Ansicht der Sache hätte kommen können und sie verwechselte den Namen des Schlosses auf eine so unerhörte Weise, daß der Doctor eher von Spanien als von Deutschland aus diesen Aufruf datiren konnte. Außerdem hätte es von seiner Seite eine gewisse Ueberwindung gekostet, sich mit einer Dame in ein ernsteres Zwiegespräch zu vertiefen, die ihm durch die übermäßige Rücksicht auf Effect, womit sie gekleidet war, eine ausreichende Erläuterung ihres innern Gehaltes gab. Nichts war dem ernsten zum Sarkasmus neigenden jungen Manne mehr zuwider, als eine Schaustellung von Schmuck und der Zusammenfluß von Roth, Gelb und Grün in der Kleidung einer Frau. Es schien ihm der plebejische Grundstoff einer mißrathenen Cultur, die des grellen Firnisses bedürfe, darunter zu schlummern.

Ungeachtet seiner Wortkargheit hörte die Dame nicht auf, ihre Lebenserfahrungen über „verlorene Kinder einer vornehmen Familie“ auszukramen und ihn beständig zu befragen, „wo er eigentlich geboren — was sein Vater denn gewesen sei, wo er bisher gewohnt habe.“ —

Der Doctor wurde dessen überdrüssig. Er belehrte die wißbegierige Dame, daß „sie nichts an ihm verdienen könne, wie sie meine, denn er gehöre ganz gewiß nicht zu den verlorenen Söhnen der achtbaren Familie von Schmidt, die durch ihren Aufruf ihre Speculationswuth rege gemacht hätte.“

Madame Hirsch Meier ließ sich aber nicht abschrecken durch seinen Spott. Sie schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben „ein Geschäftchen“ mit dem Herrn Doctor zu machen und „das Profitchen,“ welches der Präsident von Schmidt Jedem wollte zufließen lassen, der die geringste Auskunft zu geben vermöchte, wo der jüngste Bruder ein Ende genommen hatte, zu verdienen. Als sie inne wurde, daß der junge Mann auf ihre inquisitorischen Fragen nichts mehr antwortete, beschloß sie ihr Glück bei der Schwester desselben, dem Fräulein Konstanze von Schmidt, die in ihrem Geschäfte zu kaufen pflegte, zu versuchen und sie bestimmte im Voraus den nächsten Tag zu einem systematischen

Spioniren in dieser Sache, die ihre Aufmerksamkeit durch den Widerstand des Doctors weit bedeutender anregte, als zuerst.

Mittlerweile näherte sich das Boot dem Hafen und nachdem die Damen, schnell durcheinander sprechend ihre „große Dankbarkeit dem jungen Herrn dargebracht hatten,“ schritt dieser eilig durch die Straßen hinauf bis zum Hopfenmarkte, wo er in ein gut aussehendes Haus trat und die Treppen hinanstieg.

Kaum hatte er scharf die Glocke gezogen, so öffnete sich die Entréethür und ein schlankes schönes Mädchen, nur wenige Jahre jünger als der Doctor erschien, ihn begrüßend, auf der Schwelle.

„Endlich, Ernest! rief sie mit jenem freundlichen Ernste, der einen Tadel und eine Freude zugleich verkündet. „Wie habe ich mich gesorgt, als das Gewitter aufstieg und aus dem Abende eine Nacht zu schaffen Miene machte. Bist Du naß geworden, lieber Bruder? Komm — Dein Thee wartet auf Dich!“

Ernest erwiderte auf diese liebenswürdige Hausmütterlichkeit gar nichts, sondern brachte Hut und Handschuhe in Sicherheit und lehnte sich dann mit dem spöttischsten Gesichte von der Welt im Sopha zurück. Konstanze sah ihn fragend an.

„Ich erlaube Dir, mein Schwesterlein, daß Du

mich in aller Form auslachst, denn ich bin gründlich abgeführt!" sprach er mit dem Anscheine großer Gleichgültigkeit, aber dem Schwesterherzen entging ein leichtes Beben seiner Stimme nicht.

„Lieber Ernest —" bat sie weich und leise. Sie lachte nicht.

„Nein, nein, Konstanze, Du kannst die Sentimentalität bei Seite lassen — Elegien sind mein Fach nicht," meinte er rasch.

„Sie hat Dich abgewiesen?" fragte Konstanze dennoch eben so weich und leise.

„Bewahre — ich sah früh genug ein, daß ihr ein Schifferjunge lieber war, als der hochgelehrte Doctor Schmidt," erklärte er.

Jetzt brach ein Lächeln durch das ernste Mienenspiel der jungen Dame.

„Und Du hast sie nicht befragt, ob sie sich von Dir in die Schule schicken und nachher lieben lassen wollte?" forschte sie, Schelmerei im Auge und um den Mund. „Dein Kunstwerk ging also schon als Thonform zu Grunde, bevor ein edles Gestein vergeblich verschwendet wurde? Gottlob, daß es endete! Gottlob, mein lieber Bruder, daß diese Erkenntniß nicht zu spät kam."

Sie lachte herzlich und ohne Bedauern, nachdem

sie sich überzeugt hatte, daß Ernest's Herz weniger verletzt erschien, als seine Eitelkeit.

„O, Du weiser Phantast, der Du die Ordnung des Weltlaufes umkehren und zu den Grundanfängen der Cultur zurückschreiten wolltest — siehst Du, wie Recht ich hatte?"

„Ich gebe es zu, Konstanze," entgegnete Ernest ruhig lächelnd — „und da ich mich in Beziehung auf die liebenswürdige kleine Doris so stark verrechnet habe, so will ich Dir hiermit das Versprechen leisten, mich um die Erziehung meiner künftigen Frau ferner nicht zu bekümmern."

Konstanze schlug, frohüberrascht, ihre Hände in einander. Eine so plötzliche und radicale Heilung von seinen idealen Träumen hatte sie nicht erwartet. Aber sie hemmte ihren Freudenausbruch. Sie kannte die starre Rücksichtslosigkeit ihres Bruders.

„Heißt das, Ernest, daß Du nun die erste beste, dir Dir in den untern Volksschichten, von denen Du nur allein edle Naturwüchsigkeit erwarten zu können behauptest, angenehm erscheint, zu Deiner Gattin erheben willst, unbekümmert, wie tief sie an Bildung unter Dir steht?" fragte sie eindringlich ernsthaft.

Der Doctor schüttelte den Kopf und strich sich schweigend den Schnauzbart glatt. Das war das sicherste

Zeichen einer kleinen, selten vorkommenden Verlegenheit, die seine Schwester zu ehren gewohnt war. Es entstand eine etwas feierliche Stille.

„Du bist also curirt, lieber Ernest?“ fügte sie dann liebreich hinzu.

„Gründlich!“ rief der Doctor tief aufathmend. „Nachdem mich meine Wahrnehmungen in Beziehung auf sehr warme Dankgefühle im Herzen meiner hübschen Patientin so wacker betrogen haben, gebe ich alle meine Verhaltungsregeln den Frauen gegenüber auf. Ich bekenne Dir, daß ich mit diesen Principien gegescheitert bin. Was ich als eine Ursprünglichkeit der Herzenswärme deutete ist nichts gewesen, als die Hoffnung gesunde Beine zu erhalten, damit sich der Bursche, den sie geliebt hat seit Kindesgebeinen, ihrer fernerhin nicht mehr schäme. Was ich für Festigkeit und Geduld einer unverdorbenen weiblichen Natur hielt, war ein Herzensfieber, welches sie aufrecht hielt, weil die Hoffnung auf den Besitz des Geliebten im Hintergrunde leuchtete. Genug der Zergliederung, mein Schwesterlein — Dein ehrenwerther Bruder, der sich in den Wissenschaften der Medicin, Chemie und Physik als ein Wunder der Gelehrsamkeit präsentirt, ist bei der ersten Analysirung eines Mädchenherzens mit seiner Weisheit zu Schanden geworden. Es war ein Fehlschritt, der

glücklich am Scheidewege von einer höhern Macht gehemmt wurde."

„Deine ganze Laufbahn ist ein Fehlgriff von Dir," warf Konstanze freundlich belehrend ein. „Du hättest mit Deinen Anlagen, Fähigkeiten und der festen Beharrlichkeit Deines Wesens eine bedeutende Stellung in der Welt erklimmen können, wenn Du die Beamtencarrière erwählt hättest."

„Meinem Charakter sagte das Studium der Medicin mehr zu, weil ich in einer unbeschränkten Unabhängigkeit durch meine Handlungsweise Erfolge erzielen kann, die mich ohne Nepotismus ehrenvoll in der Welt placiren."

„Du hast mit der Wahl dieses Berufes die Ansprüche auf weltliches Streben abgeschlossen, indem Du es Dir zum Gesetze machst, mit großer Hingebung die Leiden der untern Volksklassen zu lindern. Wird nicht der Tag erscheinen, Ernest, wo diese Philanthropie eine Art Heuchelei erforderlich macht?"

Ernest richtete sich rasch und stolz auf. „Heuchelei ist das verabscheuungswürdigste Verbrechen der Menschheit!" rief er flammend vor Unwillen. „Ich werde mich nie dazu erniedrigen und es ist bei meiner Dir bekannten Aufrichtigkeit gegen mich selbst, nicht zu fürchten, daß ich zu Schauspielerkünsten greifen werde."



„Wer kann von sich sagen, daß er den Schleiern der Selbsttäuschung entgehen will?“ warf Konstanze sanftmüthig ein, „und der beste Weg zur Heuchelei liegt in der Selbstverblendung.“

„Sei ohne Sorge, Konstanze, fühle ich mich ernüchtert in meinen Bestrebungen, so verlasse ich sicherlich die betretenen Pfade, ohne mich schwermüthigen Gedanken hinzugeben, die mich verblenden könnten,“ sprach Ernest wieder gelassen und im vollen Bewußtsein seiner Charakterstärke. „Meine «romanhafte Ueberspannung,» wie Du sie neulich benanntest, stützt sich auf die Erfahrungen meiner Jugendjahre, die in dem isolirten Dasein unsers kleinen Familienkreises eine heftige Sehnsucht nach einem befriedigenden Familienglücke erzeugt haben.“

„Das finde ich natürlich,“ fiel Konstanze lebhaft ein. „Nur daß Du glaubst, dies Glück sei aus dunklem Grunde von Dir an's Tageslicht zu ziehen, nur dies tadele ich.“

Ernest wiegte bedeutsam sein Haupt. „Würden Dir die Familienkreise gefallen haben, die aus den Verwandten der kleinen Doris gebildet waren?“ fügte Konstanze, gereizt durch dies Kopfschütteln hinzu. „Liegt nicht ein herber Widerspruch in der Sehnsucht nach Familienbündnissen und in der Wahl einer Gattin,

die sich durch eine Verbindung mit einem höhergestellten und höhergebildeten Manne vollkommen excludirte von ihrer Familie? Ernest, Du bist Dir nicht ganz treu geblieben bei dieser Erklärung."

„Du denkst, ich würde mich nicht behaglich unter dem treuherzigen Völkchen gefühlt haben, dem Doris entstammte."

„Nein! Nein! Auf die Dauer nicht! Eine Heimath hättest Du niemals dort gefunden!"

„Meine Heimath war schon dort!" murmelte der junge Mann. „Ich erschien den Leuten als ein Wesen, dem sie blindlings ergeben waren. —" Konstanze lächelte über diese unreife Weltanschauung. „Mit welcher Liebe, mit welchen Huldigungen, mit welcher Treuherzigkeit kam man mir, dem Fremdling, entgegen! Wie willig gewährte man mir Achtung und Ehrerbietung — sollte es so schwer sein, die Bande der Liebe damit zu verknüpfen?"

Konstanze erhob sich von ihrem Sessel, trat zum Bruder und umschlang mit beiden Armen seinen Kopf. Eine herzlichere Schwesterliebe, als aus ihren Augen leuchtete, indem sie ihre Lippen auf sein lockiges Haar preßte und dann ihre Wange darauf legte, kann es auf diesem Erdenrund nicht geben.

„Wie tief und brennend muß Dein Verlangen

nach einer Heimath sein, Du lieber Junge," flüsterte sie, „daß Du sogar mit dem Fleckchen Erde dort drüben und mit seinen einfältigen Bewohnern zufrieden sein wolltest. Aber, hast Du nie darüber nachgedacht, worauf sich die warmen Huldigungen Deiner Inselfreunde stützten?"

„O ja. Auf eine gewisse Dankbarkeit für die geheilten Beine der kleinen Doris," entgegnete Ernest lächelnd und spottlustig, weil er Konstanzens Sentimentalität erschüttern wollte.

„Richtig. Das Gefühl der Dankbarkeit verfliegt aber. Du würdest bald die Erfahrung gemacht haben, daß Deine Inselfreunde ebenso leicht, wie alle andern Menschen, den Begriff «Dankbarkeit» als einen Irrthum der Moralgesetze zu betrachten Lust zeigten —"

Der Doctor sprang auf und griff nach seiner Lampe, die angezündet auf einem Nebentische brannte. „Mit Vernunftgründen, mein Schwesterlein, läßt sich nun einmal die Romantik eines Männerherzens nicht löschen," sagte er leichthin, „es muß die Schmerzen der Erfahrung kosten, wenn es zur Heilung reif gemacht werden soll.

Ich hatte beschlossen, mein Lebensglück nach einem Systeme zu gründen, bin aber dessenungeachtet sehr geneigt, mich, nach dem Fehlschlagen meiner Pläne,

von den Lebenswogen schaukeln zu lassen, bis sie mich an irgend ein Eiland anspülen, das mich aufzunehmen bereit ist. Das planlose Umhertreiben von einem Orte zum andern, welches unserm Vater bis zu seinem Tode eigen geworden war, trägt die Schuld an meinen Lebensansichten. Denn, da die Heimath unsers Vaters seinen Kindern verschlossen ist, so fühle ich mich angetrieben, mir selbstständig eine zu verschaffen."

„Dazu bot sich Dir Gelegenheit, wenn Du Dir ein Gütchen gekauft hättest und Landmann geworden wärest," schaltete Konstanze ein.

„Ich wollte mit dem Volke leben und nicht über demselben stehen."

„Du bist ein wunderlicher Mensch! Deine idealen Ansichten verrathen eher einen müßigen Edelmann, als einen derben Volksfreund und ich hoffe; daß Du eines Tages zu Deinem Erstaunen gewahr werden wirst, wie leicht das Ideal der Weiblichkeit, welches Du wünschest, in jenen höhern Sphären zu finden ist und wie rasch sich eine Heimath nach Deinen Begriffen zwischen denen bilden wird, die uns ebenbürtig sind."

„Du liebst den höhern Stand — die exclusive Gesellschaft?" fragte Ernest auf der Schwelle stehend mit ausgeprägter Ironie.

„Entschieden, mein Herr Bruder!" erklärte Kon=

stanze freimüthig zu ihm aufblickend. „In der feinen Gesellschaft liegen die Elemente, welche mich beglücken können. Damit will ich nicht behaupten, daß sich nicht Vieles dort fände, was ich weg wünschen möchte, allein die Atmosphäre, worin Bildung, Grazie und Eleganz vorherrschend ist, enthält den richtigen Stoff zu meinem Wohlbehagen. Erinnere Dich, daß ich schon in meiner frühesten Jugend «das Prinzeßchen» spielte, während Du Deinen Tummelplatz zwischen der Straßenjugend suchtest und daß mir die allgemeinen Lebensregeln genügten, um mich klug zu machen, während Du stets eigene Erfahrung zu Deiner Belehrung beanspruchtest. Wir wollen sehen, wessen Principien zum Glücke führen und wo vom Geschicke der Platz vorbereitet ist, den wir bestimmt sind einzunehmen."

„Meiner Meinung nach, stehe ich schon auf dem Platze, den ich auszufüllen im Stande bin und der meinen Neigungen von früher zusagt. Meine Praxis wird mir den Tummelplatz meiner Thätigkeit dort feststellen, wo ich ihn als Knabe suchte. Gebe Gott, daß Dich Deine Theorien in der Praxis nicht unglücklich machen."

„Fürchte nichts, Ernest," rief fröhlich das Mädchen ihm nach, als er mit diesen Worten aus der Thür schritt und sie sogleich hinter sich schloß.

Mit gedankenvollern Blicken, als ihre heitere

Stimme erwarten ließ, blieb sie einsam im Zimmer zurück und ließ das beschlossene Gespräch an sich vorüberziehen. Vorläufig damit zufrieden, daß ihres Bruders Entschlüsse, die sie nie gebilligt hatte, an Hindernissen gescheitert waren, welche keine Gewissensscrupel aufkommen ließen, überdachte sie mit einer leichten Wehmuth die Isolirung, welche von einer gewissen Rastlosigkeit und Sonderbarkeit ihres längst verstorbenen Vaters über sie Beide verhängt worden war. Kein Mensch in der ganzen Welt nahm Interesse an dem Wohlsein oder dem Unglücke ihres jungen Lebens! Sie stand mit ihrem Bruder einsam zwischen dem Menschengewühl und blickte von der Höhe einer unabhängigen Selbstständigkeit mit Trauer auf diejenigen, die, von Banden und Verhältnissen gefesselt, dennoch im Austausche gegenseitiger Leiden und Freuden weit glücklicher waren. Der Mangel an Umgang hatte sie schon in frühster Jugend zum Nachdenken gebracht und ihrem Gemüthe eine Festigkeit verliehen, die dem Weibe erst in spätern Jahren und nach erfahrungsreichen Kämpfen zu Theil wird. Diese Festigkeit vollendete die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, sie mischte der Frohsinnigkeit die mächtige Gewalt eines unbedingten Zutrauens bei und fesselte Alle, die Gelegenheit hatten, sich ihr zu nahen.

Leider waren dies nur Wenige und unter diesen Wenigen befand sich nicht ein einziger Mensch, der ihr Interesse im gleichen Maaße zu erregen im Stande war. Vierundzwanzig Jahre zählte sie, ohne daß es irgend einem Manne gelungen war, ihr Herz nur eine Minute zum stärkern Pulsiren zu bewegen und sie glaubte auch nicht an die Möglichkeit je einen Andern so herzlich lieb haben zu können, wie ihren Bruder Ernest. Ihre seltsame Stellung zwischen ihm und ihrem Vater hatte ihr Veranlassung gegeben den Männercharakter mehr zu sondiren, als sonst Mädchen thun. Sie hatte die Ueberzeugung von vorhandenen Charakterschwächen des sogenannten „starken Geschlechtes“ gewonnen, allein sie liebte diese Schwächen, die ihr Anlaß boten, Selbstverleugnungen zu üben und sie gehörte dadurch keineswegs zu den hochromantischen Heldinnen der Romane, die sich Puppen voller Vollkommenheiten zu ihren Idealen wählen. Ihrer Hineigung zur Vornehmheit gemäß mußte derjenige, dem sie ihr ganzes Herz zu weihen geneigt war, fern von jeder unnoblen Gesinnung sein und mit seinen Lebensansprüchen über der Gewöhnlichkeit hervorragen, weiter reichten ihre Ansprüche nicht, aber sie bildeten eine unumstößliche Grundlage ihrer Wünsche.

Die Erscheinung ihres Bruders mochte im Stillen

ein Modell ihrer Träume abgeben. Seine hohe Gestalt, der Adel seiner Bewegungen, gepaart mit der Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit gegen pomphafte Aufstellungen erfreuete sie stets und wenn sie erklärte, seine Aeußerlichkeit stände nicht im Einklange mit seinen Systemen, so hatte sie vollkommen Recht.

Sie selbst stellte in ihrer Erscheinung das edelste Bild weiblicher Anmuth dar und erweckte ganz unwillkürlich das Urtheil von einer vollständigen Harmonie des Innern mit dem Aeußern. Trotz der Einfachheit ihrer Kleidung sprach sich in jeder Beziehung eine geheime Vorliebe für den Glanz der Toilette aus, welcher einer jugendlichen Gestalt zur Zierde gereicht. Ihr Geschmack zeigte sich dabei tadellos. Den Tand der Mode verachtete sie, aber die graziöse Zierlichkeit derselben fand sie stets heraus und paßte sie ihrer Gestalt an. Somit vereinte sie ohne Koketterie die Schönheit ihres Gesichts mit der reizendsten Einfachheit ihres Anzugs und erregte bei dem ersten Anblicke ein überraschend wohlthuendes Wohlgefallen. Ernest war eigentlich stolz auf seine Schwester und es mochte ganz im Hintergrunde seiner Seele die Idee gewurzelt haben, sich, ähnlich ihrem Wesen, eine Gattin zu erziehen. Von der Schwierigkeit einer solchen Erziehung

hatte er keinen Begriff gehabt und das Geschick ersparte ihm die Bitterkeit späterer Reue.

Während Konstanze ihren Ueberlegungen nachhing, saß der Doctor Ernest schon wieder über seinen Büchern. Ob nicht bisweilen das Bild des hübschen Inselmädchens, das ihm mit so heißer Dankbarkeit begegnet war, über die Zeilen flog und sich zwischen den Blättern des metaphysischen Buchs versteckte, ist doch sehr zweifelhaft, wenigstens verrieth der sinnende Blick, womit er bisweilen in die Leere schauete, etwas von dergleichen Begegnungen.

Die Nacht rückte nach und nach weiter vor, Ernest löschte sein Licht und ging zur Ruhe ohne gewahr zu werden, daß einzelne scharfe Windstöße ein neues Gewitter am Himmel verkündeten. Er schlief den Schlaf des Gerechten und hörte das Brausen und Prasseln des Regens nicht, der scharf gegen die Fenster schlug, hörte das Rollen des Donners ebenso wenig und ließ sich noch weniger von den grellen Blitzstrahlen erwecken. Konstanze jedoch hatte sich unter dem Graus der Nacht erhoben, war leise hinübergeschlichen in des Bruders Zimmer und hatte ihren Sitz, etwas beklommen und beängstigt, auf seinem Sopha genommen.

Plötzlich, mitten im Gräuel des Wetters, wurde die „Krankenklingel" gezogen, rasch, wild, als hinge

das Leben eines Menschen von der Eile ab, womit der Arzt herbeigeholt wurde.

Konstanze sprang auf — Ernest war im Nu auf den Füßen, ganz wach und besonnen.

„Was ist?“ fragte er seine Schwester, die besorgt ihm entgegentrat.

„Wir werden es gleich hören, der Diener öffnet schon die Thür,“ antwortete sie.

„Weshalb bist Du auf?“ — forschte er verwundert. Ein fürchterlicher Blitz und ein gleich darauf fallender Donner überhob sie der Antwort.

„A — h so!“ rief er ironisch — „meine heldenmüthige Schwester fürchtete sich vor dem Gewitter!“— Ein Poltern die Treppe hinauf, mit den ungeschickten Schritten eines ungeübten Treppensteigers fesselte dann seine Aufmerksamkeit. Er erkannte die Hast der Verzweiflung in dem eiligen Aufsteigen und öffnete hülfebereit sogleich seine Thür.

Ein Mann trat ein. Athemlos, verwirrt, verzweiflungsvoll stand er und schnappte nach Luft. — Ernest erkannte den Mann nicht gleich — eine dunkle Erinnerung tauchte auf, aber ehe sie deutlich in ihm werden konnte, schrie dieser Mann:

„Ach, kommen Sie Herr Doctor, kommen Sie! Ach, sie ist todt, sie ist todt!“

„Wer ist todt?“ stammelte Ernest.

„Doris, das engelgute Göhr*), Doris Smeth!“ schrie er. Es war Willi Berch, der hülfeflehend seine Arme nach ihm ausstreckte und fast in die Knie sank.

Der Doctor taumelte zurück und griff nach einem Haltpunkte, Konstanze schrie auf, und umfaßte ihn. Sie erhielt ihre Besonnenheit früher wieder und fragte nach den nähern Umständen des Unglücks.

Willi konnte nichts erklären. Er wußte nur, daß er mit seiner Schwester Eleonor nach der glücklichen Rettung vom Kerkwerder, das junge Mädchen zu Haus begleitet hatte, daß sie noch ein Weilchen zusammen geblieben waren, um der Frau Smeth das Abentheuer zu erzählen und daß dann in der Nacht, eben als das Gewitter losgebrochen war, der Vater von Doris bei ihnen vorbei, nach seinem Vetter Peter Smeth, dem tüchtigsten und erfahrensten Ruderer der Insel, gestürzt war, um ihn zum Doctor Schmidt zu beordern, weil seine Tochter starr, bleich und leblos in ihrem Bette liege:

„Ich sprang eilig hin zu Smeths,“ schloß er seine Erzählung mit einem gewaltsamen Schluchzen „da lag sie — todt, ach lieber Herr Doctor, todt und starr“ — — —

---

*) Göhr, Provinzialismus, statt „Mädchen.“

Ein fürchterlicher Blitz und Donnerschlag unterbrach seine Rede.

Der Doctor, von Blitz und Donner nichts beachtend, hatte sich wieder gefaßt und setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch. Konstanze gab dem armen Burschen, den die Verzweiflung aus allen Mienen leuchtete, ein Glas Wein und versuchte einige Tröstungen.

„Ach Fräulein, was ist's schrecklich, wenn man sich Vorwürfe bei solchem Unglück machen muß — wäre ich nicht auf den Einfall gekommen, die Mädchen nach dem Kerkwerder zu fahren und hätte ich meine Jolle besser befestigt, so möcht's gerne nicht geschehen sein —" jammerte der arme Mensch ganz leise, um den schreibenden Doctor nicht zu stören.

Dieser war bald fertig. Er faltete das Papier, rief seinen Diener und sendete ihn nach der Apotheke.

Zwischen all diesen Scenen leuchtete und strahlte der Blitz und grollte bald nah, bald fern der Donner.

Als der Diener des Doctors fort war, begann dieser seinen Anzug zu vervollständigen. Konstanze trat ihm erschreckt näher.

„Was willst Du thun, Ernest?" fragte sie ängstlich. Er sah sie groß und verwundert an.

„Meine Schuldigkeit —" antwortete er lakonisch.

„In diesem entsetzlichen Wetter! —" fuhr sie auf. „Bei dem Sturme, der die Wasserwogen haushoch jagen wird?"

„O, Fräulein —" bat Willi schüchtern — „es gibt nirgends einen geschicktern Segler im Sturme, als Peter Smeth von Falkwerder und der hat mich 'nüber gebracht. —"

Konstanze rang in wilder Herzensbewegung die Hände. Ihr Bruder war das einzige Wesen auf der ganzen, weiten Welt, das zu ihr gehörte! Wenn sie ihn verlor? Sie konnte ihn verlieren in dem gefahrvollen Unternehmen, das er vorhatte. Hundert Male glückt eine Ueberfahrt über ein sturmbewegtes Wasser und dann mißlingt es ein Mal plötzlich, wo gerade ein unentbehrliches Menschenleben mit zu Grunde geht. Sie wagte jedoch kein Wort. Der düstere Ernst auf ihres Bruders Stirn verrieth ihr genugsam, daß er innerlich mehr litt, als er zeigen wollte. Er packte aus dem Vorrath seiner Hausapotheke mancherlei zusammen, legte ein chirurgisches Besteck bei, und zeigte in allen seinen Vorbereitungen, daß er an eine Rettung des Mädchens glaubte, das man ihm als „todt" gemeldet hatte.

Mittlerweile kam keuchend sein Diener mit den Medicamenten und Blutigeln wieder.

Ernest ging hinaus, um ihn nach einen Auftrag zu ertheilen und Konstanze schlich ihm nach.

„Mein lieber Bruder," flüsterte sie, ihn umschlingend — „mußt Du fort in dieser grausigen Nacht, unter Blitz und Donner, Sturm und Regen — mußt Du, mein Bruder?"

„Ich muß, Konstanze!" erwiderte der Doctor mit feierlicher Betonung. „Mir geht es, wie dem armen Menschen da drinnen. Mich peinigen Selbstanklagen. Ich sah das schreckensbleiche Angesicht, als sie, kaum errettet aus schauderhafter Todesgefahr, zu mir trat und ich folgte meiner bösartigen Empfindlichkeit und wendete mich schleunig von dem armen Kinde, obwohl ich wissen konnte, daß bei ihrem, von der Operation geschwächten Nervensysteme, ein gefahrbringendes Nervenübel sie überfallen konnte — verachte mich nun, meine gute Konstanze, daß ich mich meines Berufes unwürdig gemacht habe! Gebe nur Gott, daß ich Doris rette, sonst ist meine Heiterkeit auf ewig untergraben. — Wie herzlos, wie selbstsüchtig ist doch der Mensch in seiner Empfindlichkeit!" —

Die Männer rüsteten sich zum Weggehen. Der Regen hatte einen Moment nachgelassen, das Gewitter entlud sich nur noch in schwachen Blitzen und fernen Donnerpoltern. Zwischen den fliegenden Wolken blickte

bisweilen der Mond hervor, als wolle er neugierig den Gewitterspectakel betrachten.

Konstanze nahm in verstellter Ruhe Abschied von Ernest. Sie sahen sich Beide sehr ernst in die treuen Geschwisteraugen, reichten sich die Hände und schieden. Aber das Mädchen öffnete ihr Fenster und sah ihm so lange nach, wie sie ihn sehen konnte. Dann schickte sie ein inbrünstiges Gebet um seine Erhaltung zum Himmel empor.

Inzwischen erreichten die Männer den Landungsplatz, wo Peter Smeth im Boote ihrer harrete. Der Doctor nahm seinem Diener die Sachen ab und sendete ihn mit der Weisung zurück, ihn vor dem Abende des nächsten Tages nicht zu erwarten. Dieser eilte froh seiner Behausung wieder zu, denn die Nacht war nicht einladend zu einem Spaziergange.

Ernest trat dicht an das Ufer und sah hinaus in die wüste, wilde Nacht. Der Mond wurde eben von schwarzen, unheildrohenden Wolken beschattet, dadurch mehrte sich das unheimliche Dunkel. Der Sturm zog heulend durch die obern Luftregionen, klapperte unwirsch mit den Segelstangen und in der Takelage der Schiffe, die hier vor Anker lagen und fand ein grausiges Echo im Tosen des Wassers.

Der junge Mann warf entschlossen einen Blick

hinauf zu dem, der ihn überall schützen konnte. Er mußte hinüber über diese klatschenden und schaumspritzenden Wellen — er mußte!

„Werden wir eine schnelle Fahrt hoffen können?“ fragte er den alten, mürrisch aussehenden Matrosen, der ihm die Hand zum Einsteigen in's Boot darreichte.

„Wie's kommt!“ war die lakonische Antwort.

„O,“ rief Willi eilfertig, „eine kleine halbe Stunde bringt uns 'über —“

„Meinst —?“ lakonisirte Peter Smeth spöttisch. Dabei hob er sich mit seinen hochbestiefelten Beinen langsam und schwerfällig in's Boot und machte die Leinen des Segels zurecht.

„Beeilt Euch etwas guter Freund,“ bat der Doctor ungeduldig, als der Matrose immer noch mit dem Abstoßen zögerte.

„Hab's nicht noth —“ brummte Vetter Peter. „Haben reichlich Zeit, bis die Flage*) über ist. Legen Sie sich unter's Theersegel —“

„Er hat Recht, Herr Doctor,“ flüsterte Willi, und hob ein großes getheertes Laken auf, um es über

*) Regenschauer.

sich und den Doctor auszubreiten. „Besser wir schwitzen hier d'runter, als würden wir naß, wie gebadete Katzen."

Wirklich war kaum die Bedeckung zu Stande gekommen, als ein fürchterlicher Regenguß mit hinlänglich grausenhaftem Sturmestoben vom Himmel hernieder rasete und den Doctor veranlaßte, der Vorsicht des alten Matrosen dankbar zu sein.

Dann aber zeigte der Himmel einiges Erbarmen mit den armen Reisenden.

Die Wolken zertheilten sich, der Mond beleuchtete ihre Bahn und spiegelte sich mit glänzendem Muthwillen in den aufgeregten Wellen.

Peter Smeth ließ nun die Segel aufbauchen und lavirte sich kunstvoll aus dem Schiffslabyrinthe des Hafens hinaus. Er saß stramm und steif, wie ein Holzbild da und dachte an nichts, als an sein Boot.

Willi ließ die Blicke achtlos über das schöne Naturspiel von Wogen, Mond und Wolken hinschweifen und wünschte mit Verlangen „erst heim zu sein."

Was aber empfand Ernest?

Eine wunderbare Ruhe füllte seine Brust, ungefähr die Ruhe, die der Genesende nach der Ueberwindung einer Krankheit hat, wo sich das Leben wieder schön entfaltet und Alles neu in Hoffnung ergrünt.

Erneſt war auch ein Geneſender, wenn man ſeinen emporgeſchraubten Gemüthszuſtand eine Krankheit nennen kann. Für jetzt fühlte er mit Selbſtzufriedenheit, daß er durch eine treue Pflichterfüllung das ſühnen konnte, was er im Unmuthe am Abende vernachläſſigt hatte. Er beurtheilte Doris' Nervenzuſtand von vornherein als mehr beängſtigend wie gefährlich, hätte aber um keinen Preis der Welt eine Minute verſäumen mögen, ihr zu Hülfe zu kommen, jetzt, nachdem ſie ſich aus dem Kreiſe ſeiner Herzenswünſche losgelöſet hatte.

Schlug die Fahrt fehl, verunglückte er bei dieſem Beginnen, ſo verlor Niemand wie Konſtanze und dieſe hatte mit ihrem Abſchiedsblicke ſein Vorhaben gebilligt! Kam er glücklich hin, rettete er das arme Kind aus dem Starrkrampfe, der ihr Leben bedrohte, ſo hatte er ſeine Selbſtzufriedenheit damit errettet, alſo unendlich viel an Seelenruhe gewonnen.

Er verglich ſeine Fahrt vor kaum ſechs Stunden mit dieſer. Toſend in grimmiger Eitelkeit waren ſeine Gefühle vorhin geweſen, wie jetzt das Waſſer grimmig toſete, und freundlich und klar waren ſeine Empfindungen jetzt, wie vorhin im Abendlichte der Himmel. Ein Wechſel der Elemente und ein Wechſel in ihm. In der Natur, wie in ihm ein Gährungsproceß, dem die Läuterung und Reinigung auf dem Fuße folgte.

Die fliegenden Wolken zogen sich wieder zusammen, sie fuhren dahin, wie reisende Gebirge, vom Mondlichte am Rande matt durchglänzt. Rauschend schlugen die Schaumwellen gegen das Boot, das ihnen trotzte und von der kundigen Hand des maulfaulen Vetter Peter Smeth geführt, kunstgerecht lavirte, vor dem Winde lag und dann im günstigen Moment eine tüchtige Strecke vorwärts schoß.

Mitten im Strome faßte sie eine zweite Flagge. Der Matrose brummte und schärfte seine Aufmerksamkeit.

„Soll ich helfen?“ fragte Willi, als er im Begriff war, den Doctor wieder unter das Theerlaken zu stecken.

„Helfen?“ murrte der Matrose. „Helfen in den Grund segeln, mein Jung? Jawoll!“

„So schlimm wird's nicht werden —“ meinte der junge Bursche.

„Denkst —?“ war die Antwort und das Boot schwappte so jähe herum, daß das Wasser drüber schlug. Im Nu war es halb voll.

„Jetzt kannst helfen, mein Jung. Füll' aus — geschwind!“ befahl der Matrose.

Der Regen begann. In Strömen fuhr er abermals nieder und hüllte die Schiffenden in einen un-

durchdringlichen Schleier. Der Doctor warf dennoch hastig seine Bedeckung weg, denn er merkte aus dem leisen Fluchen des Matrosen, daß sie in Gefahr waren.

„Was ist's, was Ihr fürchtet?“ fragte er entschlossen aufstehend. „Sprecht es aus, wenn Ihr etwas Unangenehmes ahnet —“

„Schuld bin ich nicht —“ murrte der Matrose — „hundert Mark für einen vernünftigen Blitz — damit ich sehen könnt', was da rechts rauscht.“

Alle schwiegen und lauschten.

„Ist's ein Dampfer, so fährt er uns in den Grund —“ flüsterte Willi. „Können Sie schwimmen, Herr Doctor?“

„Nicht genug, um mich allein durch solche Strömungen zu wagen“, entgegnete er kaltblütig. „Aber ich bin gefaßt auf ein unwillkommenes Bad und werde im Stande sein, mich über dem Wasser zu erhalten.“

Willi erklärte in demselben Falle zu sein. Der Matrose sagte:

„Genug, reichlich genug —!“ Ob er damit die Kunstfertigkeiten im Schwimmen seiner beiden Passagiere meinte, verdeutlichte er nicht weiter, denn ein harter Stoß warf ihn sowohl, als diese zu Boden, das Wasser überspülte sie alle zusammen und auf den schrillen Zuruf: „Greift! Greift!“ den der Alte ausstieß, klammerte

sich Jeder an den Bord, um beim Umschlagen des Bootes einen Halt zu haben. Das Boot schlug aber nicht um, sondern schaukelte sich gemächlich auf dem Gegenstande, der den Stoß verursacht hatte.

„Nicht gerückt und gerührt, bis der Regen nachläßt, sodaß wir sehen können —“ befahl der Matrose. „Ein Dampfer war's nicht, der rauschte, vielleicht sitzen wir auf dem Lütgenwerder fest —“

„Wahrhaftig, Vetter Smeth“, unterbrach ihn Willi. „Wir haben Weiden zur rechten Hand — ich fasse sie hier —!“

„Still gesessen, nicht gemuckst —,“ brummte der Alte und ein Laut, wie von einem innerlichen Gelächter drang zwischen seinen Lippen hervor.

Zehn Minuten vergingen, bevor der entsetzliche Regenguß nachließ. Eine Ewigkeit für die armen Gestrandeten, denen die Angst nicht erlaubte unter das Theerlaken zu kriechen. Endlich hörte das Platschen auf und verwandelte sich in ein ruhigeres Rieseln, bis es nach und nach zu einem durchsichtigen Sprühen erlosch. Der Doctor athmete tief auf. Er vertraute nun der Kunst des Bootführers nicht mehr so unbedingt, wie früher und wünschte sehnlich aus dieser Situation befreit zu werden.

Ein schwaches Mondlicht zeigte ihm, daß sie kaum

die Hälfte ihres Weges überwunden hatten und richtig auf einen der kleinen Werder aufgefahren waren. Zu seinem Erstaunen machte Vetter Peter Smeth durchaus keine Anstalt, sie von der Stelle zu bringen. Er ließ das Boot schaukeln, so viel es wollte, obwohl der Mond schon glänzend am Himmel prangte und die Gewitterwolken nun gründlich entleert schienen.

„Wollen wir die Nacht hier bleiben?“ fragte der Doctor spöttisch.

„In zehn Minuten sind wir über —“ behauptete der Alte ruhig.

„Darauf bin ich neugierig —“ spöttelte der Doctor weiter, indem er sich vor Frost und Nässe schüttelte.

„Der Wind schlägt um —“ erklärte er. „Wir haben ungeheuer Glück gehabt —.“

„Das weiß der Himmel,“ lachte der Doctor und Willi stimmte herzhaft mit ein.

„Hoi! Hoi!“ schrie der Alte und schnalzte mit der Zunge. Wie der Reiter sein Pferd zu neuen Courbetten spornt und in der Lust des Vergnügens gar nicht an die Gefahren dabei denkt, so auch der Matrose. Mit einer Vehemenz, die an's Uebernatürliche grenzte, trieb er sein Boot vom Sandberge, worauf es festgerannt war, hinunter, wendete es in's Fahrwasser, ließ das Segel aufblähen und dirigirte es gerade auf

die unruhigen Wellen zu. Wie ein Pfeil flog es darüber hin — der Mond leuchtete ihm — der Wind half ihm — binnen zehn Minuten legte er glücklich bei Falkwerder an.

Beladen mit den Hülfsmitteln zur Rettung, naß wie man nur sein konnte, aber dennoch innerlich glücklich über die überwundene Fahrt, langte der Doctor in Willi's Begleitung bei Smeth's Hause an, das hell erleuchtet war.

Weinend kam ihnen Frau Smeth entgegen.

„Sie ist todt!“ jammerte sie.

Der Doctor trat eilfertig zu dem Lager, worauf Doris lag.

„Stillt Eure Klagen, guten Leute — sie lebt!“ rief er laut und freudig.

Ein Freudenschrei, dem ein stilles Dankgebet folgte, war das Resultat dieser Erklärung, dann entwickelte sich die ärztliche Thätigkeit des Doctors.

Aber Stunde an Stunde verrann, ohne den Krampf zu heben. Kein Lebenszeichen erfolgte und nur den festen Versicherungen des Arztes gelang es, den wieder ausbrechenden Zweifel zu stillen.

Die Sonne ging auf. Sie beleuchtete das stille, kalte Gesicht der kleinen, hübschen Doris, neben welcher unermüdet der wackere junge Doctor weilte.

Willi war sein treuer Gehülfe gewesen, jetzt saß der arme Bursche am Fuße des Bettes und schlief, überwältigt von der mächtigen Anstrengung der Nacht.

Ernest, im Sonntagsstaate des guten Burschen, — seine Kleidung trocknete draußen in der Morgensonne — saß mit Frau Smeth und beobachtete die Kranke.

Mit trüben Blicken hing die Mutter an seinem Gesichte, um Beruhigung aus dem Ausdrucke desselben zu saugen. Der Doctor zeigte auf Willi:

„Es ist ihr Bräutigam?“ fragte er ganz leise.

„Noch nicht, aber sie haben immer sehr an einander gehangen,“ flüsterte sie dagegen. „Willi erhält heute seine Strafe —. Im vorigen Jahre hat er mein armes Göhr sehr gekränkt. Seine Kameraden hatten ihn geneckt mit der Heirath und da war ihm im Leichtsinne das Wort herausgefahren: er würde keine Hinkedei *) heirathen. Doris hatte ihn grundlieb. Sie konnte ihm deshalb nicht böse sein, aber sie sprach's rund heraus, daß sie schon lang' nicht an's Heirathen gedacht hätte und ihn nimmer nehmen würde. So stand's, als Sie die Kur mit ihr begonnen und nun möcht' der Jung' freilich reichlich gern mein Göhr als

*) Provinzialismus.

Liebste haben. Er soll's auch, wenn sie nur lebendig bleibt — er soll sie noch vor dem Winter haben —. Es paßt Keiner so gut zu ihr, wie Willi, glauben's mir, Herr Doctor."

Er glaubte es von Grund seiner Seele und hatte auch jetzt gar nichts mehr dagegen. Innerlich erstaunt über seine frühere Verblendung, hatte er schon heute Gelegenheit, an die weisheitsvollen Aussprüche seiner verständigern Schwester zu denken. Sein Herz schwoll in Liebe der herzlichsten Art zu Konstanze auf. Sie sorgte sich um ihn, während er hier saß und auf das Erwachen einer Scheintodten wartete, sie sorgte sich mit der Liebe einer Mutter, einer Gattin und Schwester — war nicht bei ihr seine Heimath? Konnte er jemals ein Weib finden, das sich ihm inniger, und doch ohne die anspruchsvolle Leidenschaft einer Geliebten, anschmiegte? War es nicht unklug von ihm, ein Glück und eine Heimath in dem Wesen einer fremden Persönlichkeit zu suchen, da ihm eine Schwester, wie Konstanze zur Seite stand?

Mit diesen Fragen entwarf er sich ein Cölibat in so lichtvollen Farben, daß dagegen sein früheres romantisches Träumen zu einem lächerlichen Schattenbilde erblaßte.

Während seines Nachdenkens erörterte Frau Smeth

mit der Zutraulichkeit ihres Charakters ihre Familienverhältnisse nebst den Vortheilen einer Verheirathung zwischen Doris und Willi, weil „die beiden gleich wohlhabend wären."

Der Doctor riß seine Augen weit auf. Dahinaus lief also die Poesie dieser Inselidylle?

„Freilich ist's reichlich Zeit, darüber zu sprechen," seufzte sie schließlich, „denn bis dahin liegt mein Göhr noch wie 'ne todte Auster am Strande, aber ich mein' doch, daß wir gerne eine Hochzeit haben, ehe der Winter kommt. Doris hat's dem Willi vergeben, was er dazumal gefaselt und sie wird's Glück greifen, nu es kommt. Ein' Fremden darf sie nicht nehmen und hier auf dem Werder ist's der Ansehnlichste!"

Also auch hier in dem abgeschlossenen Winkel der Erde herrschte die Prosa des Wägens und die Herzen mußten sich auf den Geldbeuteln der Eltern zusammenfinden? Ein bitterer Spott durchflog das Herz des Arztes und vermochte ihn zu der leichtsinnigen Frage:

„Einen Fremden dürfte Doris nicht nehmen, sagten Sie, Frau Smeth? Wie nun, wenn sich Einer um Ihre Tochter beworben hätte, der Geld und Gut, Bildung und einen vornehmen Stand aufwies?"

„Es wär' eine Dummheit, wenn so 'n Mann mein Göhr heirathen wollt'," antwortete Frau Smeth

treuherzig. „Der würd' mein Lebtag nicht auf unserer Insel heim'sch werden und mein Göhr möcht' sich gerne im Staat ausnehmen, wie 'ne gesottene Steinbutte — hie blank — da schwarz —!" Sie machte durch eine Wendung der Hände von innen nach außen pantomimisch klar, was sie meine.

Der Doctor lachte.

„O, wenn ein Mädchen will und den Mann lieb hat, so ist Vieles möglich zu machen," warf er hin.

„Glauben's nicht, Herr Doctor —" entschied die Frau. „Liebe hält nicht aus — Gewohnheit thut mehr —. Wer zu getrockneten Fischen gewöhnt ist, stellt sie höher als Beefsteak —. Haben's reichlich erfahren —" In diesem Moment war es, als liefe ein Schimmer von Bewegung über die Glieder des jungen starrsüchtigen Mädchens — der Doctor sah aufmerksam nieder zu ihr.

„Sehen Sie nach den Senfpflastern unter den Fußsohlen," murmelte er und faßte den Puls. „Nehmen Sie die Pflaster ab — schnell die Tropfen — wir müssen den Moment benutzen, wo sie athmet —"

Doris regte sich wirklich ganz, ganz wenig — ein Zucken, ein Augenaufschlag und ein rasches Aufathmen! Der Doctor benutzte den flüchtigen Schimmer von Leben und flößte ihr die Tropfen glücklich ein, allein erst

mehrere Stunden später ging er nach dem Strande hinunter, um zu Hause zu eilen. Seine Anordnungen waren bestimmt gegeben und da es sich hier lediglich um einen sehr heftigen, drohenden Krampfanfall handelte, so konnte er ohne Besorgniß das Mädchen der Heilkraft der Jugend überlassen. —

Mit einem seltsamen Blicke bestieg er das Boot, an dessen Steuerruder der grämliche Vetter mit der Bemühung, ihm entgegenzulächeln, seiner wartete. Mit einem seltsamen Blicke schweiften seine Gedanken in die letzte Vergangenheit zurück, die ihm ein Schlüssel zur Zukunft wurde. Die ganze Bevölkerung der Insel stand auf dem Deichwalle, als er das Boot bestieg und ein „Hurrah!" ertönte von dort her, so wie er im schaukelnden Fahrzeuge stand.

„Na nu —" sprach der Matrose und zeigte auf die strahlende Sonne, die schon hoch am Himmel stand. Der Doctor lächelte.

„Ich denke, wir werden eine bessere Fahrt haben, als in der Nacht."

„Jawoll!"

Das Boot schwenkte sich und schnellte ab vom Ufer.

„Hurrah! Der Doctor Schmidt soll leben!" schrie Alles oben auf dem Walle und der junge Arzt, bewegt von der allgemeinen Theilnahme, nahm grüßend

seinen Hut ab. So lange das Boot «in Sicht» war, tönte ihm das fröhliche „Hurrah“ nach, dann wurde es still.

Eine reine, mildwarme Luft schwebte über dem Strome und ein heller, blauer Himmel wölbte sich über demselben. Der Sturm der Nacht hatte die Wasserwogen stark gerüttelt und sie gingen noch hohl und unruhig ihren Weg. Sonst aber war friedliche Ruhe überall und der Duft der erfrischten Wiesen drang belebend von allen Seiten herüber.

Der Matrose, immer entschieden maulfaul, schwieg stockstill und ruderte. Der Doctor fühlte sich ermüdet. Er schloß seine Augen und überließ sich dem süßen Behagen einer Ruhe, die durch die Einwirkung der milden Atmosphäre zauberhaft verklärt wurde. Er dachte an die Freude seiner Schwester, wenn er plötzlich zu ihr eintreten und Alles für beseitigt erklären würde, was seinen frohen Muth benachtheiligen konnte und er freuete sich auf den Frieden seiner Häuslichkeit. Aber er fand diesen häuslichen Frieden nicht, wie er ihn verlassen hatte.

Konstanze hatte am Morgen durch einen Gemüsehändler von Falkwerder, der mit seinem Ewer *) unweit

*) Ewer sind die Boote, die vorzugsweise von den Elbinselbewohnern zum Transporte von Obst, Gemüsen, Torf, Milch und Fischen benutzt werden.

des Hopfenmarktes in einem der Fleete *) anzulegen pflegte, die Ueberfahrt mit allem Ungemache, das sie unterweges betroffen, erfahren, allein zugleich auch die Nachricht, daß ihr Bruder schwerlich so bald wieder kommen werde, da der Zustand des jungen Mädchens noch unverändert sei.

Die Leute, welche die Botschaft überbrachten, waren schon abgefahren gewesen, als das junge Mädchen zu sich kam.

Konstanze ergab sich in's Unabänderliche und war nur froh, daß die nächtliche Fahrt so weit glücklich abgelaufen war.

Der Morgen verging ihr unter ihren musikalischen und literarischen Beschäftigungen und sie war, nach dem Frühstücke eben im Begriffe, einen Geschäftsweg anzutreten, als ihr Kammermädchen „Madame Hirsch Meier" meldete.

Die junge Dame trauete ihren Ohren nicht und glaubte, der Besuch sei ihrem Bruder in ärztlicher Beziehung zugedacht, allein Lisette versicherte: „Madame wünsche ihr gnädiges Fräulein zu sprechen."

Gespannt blickte Konstanze der Dame entgegen,

*) Kanäle.

als sie, diesmal nicht „grün, roth und gelb,“ sondern „blau, gelb und rosa“ in's Zimmer rauschte.

Einen größern Contrast als diese beiden weiblichen Gestalten in ihrer eigenthümlichen Erscheinung bildeten, konnte es nicht leicht geben. Konstanze, schlank und fein, Madame Hirsch Meier klein und bedeutend dick. Konstanze einfach in unscheinbaren Farben — Madame im grellsten Geschmacke gekleidet.

Mit einem Wortschwall ohne Ende auf Konstanze zuschreitend, gelang es dieser erst nach minutenlangen Bemühungen sie zum Sitzen zu bewegen und einen glücklichen Moment zu erhaschen, wo sie nach dem Anlasse zu ihrem Besuche fragen konnte.

„Mein gnädiges Fräulein,“ plapperte Madame wieder los — „eine kuriose Angelegenheit — eine famose Geschichte. Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, gestern war Musik bei Rainville in Ottensen — Sie kennen doch die pompöse Restauration — nur Leute aus unserm Stande besuchen sie — ganz pompös, ganz fein —“

„Sie wollten mir erzählen —“ bat Konstanze lächelnd.

„Jawohl — wir gingen zum Hafen und ließen uns zu Rainville fahren. Ausgezeichnete Musik — süperbe Toiletten —. Hoop ist ein für alle Mal unser

Bootsführer. Ihr Herr Bruder fährt auch nur mit ihm — er ist ein zuverlässiger Mann, ganz zuverlässig, sehr zuverlässig! Wir wollten mit dem Omnibus zurückfahren, mein gnäd'ges Fräulein —"

„Aber mein Gott, liebe Madame," unterbrach Konstanze sie ungeduldig, „wollen Sie mir nicht gefälligst zuerst sagen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

„Ja wohl — die Omnibus waren erstickend voll, sehr erstickend und wir fielen auf den Gedanken, lieber wieder im Boote zurückzufahren, obwohl es stroman geht. Wir hatten aber Fluth, schöne Fluth — kamen sehr rasch nach Hamburg. Ihr Herr Bruder fuhr gerade vorüber und hatte die Gewogenheit, uns mitzunehmen. Habe ich doch immer gesagt, daß der Herr Doctor ist ein schöner Mann, ein kluger Mann, aber ein sehr, sehr stolzer Mann!"

Konstanze lächelte gutmüthig, rückte jedoch, sichtlich gelangweilt, unruhig hin und her.

„Das also wollten Sie mir erzählen?" fragte sie schelmisch.

„Ja wohl —. Ich hatte in den Zeitungen gelesen einen Aufruf — warten Sie, ich habe ihn eingesteckt — einen schönen Aufruf, einen rührenden Aufruf — den die Familie von Schmidt Hochwohlgeboren, und die

Präsidenten und die Minister von Schmidt=Wensthal — o nein, nicht Wensthal, —" Sie fuhr mit der behandschuhten Hand in eine Kleidtasche und stöberte wohl eine Minute lang in derselben herum, ehe sie endlich ein zerknittertes Zeitungsblatt hervorbrachte.

Konstanze war aber plötzlich gar nicht mehr ungeduldig, sondern sehr aufmerksam. Sie griff sogleich nach dem Blatte mit der Bitte: „Erlauben Sie —" und legte es auf dem Tische auseinander. Ihre Augen irrten flüchtig über die Zeilen hinweg, um den Namen Schmidt zu suchen. Madame Hirsch Meier blickte auch darauf nieder.

„O, Du Gott Abraham's — es ist nicht das rechte Blatt!" rief sie erschrocken — „muß ich mich vergriffen haben —"

Konstanze durchsah dennoch erst die ganze Zeitung und warf, als sie wirklich nichts fand, mit unverkennbarem Verdrusse das Papier zur Seite.

„Können Sie mir nicht ungefähr sagen, liebe Madame, was in dem Aufruf enthalten war?" fragte sie die ganz bestürzt verstummte Frau.

„Ja wohl — auf's Wort weiß ich's!" betheuerte diese, wieder zum Leben zurückkehrend. „Habe ich doch Ihrem Herrn Bruder den ganzen Aufsatz hergesagt

schon gestern und hat er mich doch verhöhnt und gesagt: er sei kein verlorener Sohn!"

„Mein Bruder weiß von dem Aufrufe, beste Madame? Er hat mir nichts davon gesagt!" erklärte Konstanze frappirt.

„Ja wohl weiß er — hat er doch nichts davon hören wollen. Und ich will pariren, es geht Sie an, was da in den Zeitungen steht. Wie? Heißt nicht Ihr Herr Bruder Ernest Octav? Wie?"

„Allerdings —" entgegnete Konstanze immer aufmerksamer und gespannter. „Wovon wissen Sie das? Ist dieser Name genannt?"

„Ja wohl —. Hat mir mein Mann doch erklärt, daß es sind ihrer Acht und daß Octav der Achte heißt."

„Octavus — mein Vater hieß Octavus —" murmelte Konstanze sinnend. „Sie wollten mir sagen, was in dem Aufruf enthalten ist."

„Jawohl — es ist gesagt, rührend gesagt, daß Alle gestorben sind und daß man nicht wüßte, ob der Achte noch am Leben sei und daß Alle, die am Leben wären, am sechzehnten August dieses Jahres im Schlosse der Minister und Präsidenten von Schmidt-Meßdorf —"

„Welldorf —" schaltete Konstanze leise, ganz leise ein.

„Ja wohl —" schrie Madame Hirsch Meier sehr freudig, „habe ich's nicht gesagt, habe ich nicht parirt darauf, daß Ihr stolzer Anstand ganz aussehe, wie die Minister und Präsidenten von Schmidt-Wellsdorf — ja Welldorf, richtig, Welldorf —"

„Wenn ich nur die Zeitung hätte!" meinte die junge Dame bedenklich. „Und Sie hätten meinem Bruder dies Alles auch gesagt, was Sie mir eröffnet haben?" forschte sie nochmals bedenklich.

„Ja wohl — viel, mehr noch — viel, sehr viel mehr noch!" betheuerte Madame Hirsch Meier. „Schade, daß ich nicht die richtige Zeitung gegriffen habe —. War ich nicht gleich so gescheidt und sagte gestern Abend zu meiner Köchin: heb mir die Zeitung von heute auf, und nun steckt mir das dumme Wesen die vom Sonnabend in die Tasche."

„Wäre es Ihnen möglich, liebe Madam, mir das richtige Blatt sogleich zuzusenden, so würden Sie mich unendlich verpflichten," fuhr Konstanze mit schnellem Entschlusse auf. „Ich möchte mich gern überzeugen, ob Sie Recht haben, wenn Sie annehmen, wir könnten bei dieser Angelegenheit betheiligt sein —. Ich werde unsern Diener mit Ihnen gehen lassen und Sie geben ihm gefälligst das rechte Blatt — ja?"

„Ja wohl!" lautete die Antwort der Madame,

aber sie blieb steif im Sopha sitzen, denn sie theilte die Unruhe des Fräuleins keinesweges. Sie hatte Zeit.

Konstanze gerieth in eine gelinde Verzweiflung, als die kleine dicke Jüdin fest sitzen blieb, ohne Rücksicht auf ihre Gemüthsstimmung zu nehmen. Sie hatte eine dunkle Ahnung von einem Ereignisse, das in ihr Leben eingreifen könne und sie stand vor der Enthüllung dieses Ereignisses wie gefesselt.

Ihre Geduld wurde durch die unerschöpfliche Plauderlust der Madame auf die äußerste Probe gesetzt. Nichts wußte diese Frau ordentlich — immer schweifte sie ab — Alles verdrehete sie und dennoch ging sie nicht, obwohl Konstanze immer wieder nach der Zeitung verlangte. Endlich ertrug das junge Mädchen diesen Zustand nicht mehr. Sie riß heftig die Glocke. Der Diener erschien und sie befahl ihm, bei der Wirthin nach der Sonntagszeitung zu fragen. Er ging eilig fort.

„Ja wohl —“ rief Madame — „das ist ein guter Gedanke, ein ganz vortrefflicher Gedanke vom gnäd'gen Fräulein — nun werden wir ja sehen, ob ich nicht Recht habe — ich parire darauf!“

Der Diener kam wieder. „Die Wirthin bedauere, die Zeitung sei verbraucht!“

„Gehen Sie zum Nachbar,“ befahl Konstanze sehr aufgeregt. Sie stand auf und schritt unruhig hin und

her. Ihre Gedanken hafteten an dem Umstande, daß ihr Bruder diesen Aufruf ignorirt habe. „Das darf er nicht!“ dachte sie. Sie vergaß ganz und gar ihren unerträglich lästigen Besuch und schreckte ordentlich zusammen, als Madame wieder zu sprechen begann.

Der Diener trat abermals mit „einem Bedauern“ ein.

„Madame, erbarmen Sie sich meiner Unruhe,“ bat nun Konstanze und faßte die Hand der phlegmatisch dasitzenden Frau. „Gehen Sie und nehmen Sie den Diener mit — vielleicht finden Sie das rechte Blatt — ich bin gern zu jeder Dienstleistung bereit — bitte, Madame —“

„Ja wohl,“ entgegnete Madame Hirsch Meier ganz gemüthlich, blieb aber sitzen und erzählte, daß sie eben denselben Stoff über ihr Sopha habe ziehen lassen, als das gnäd'ge Fräulein neulich bei ihr gekauft habe.

Konstanze sah ein, wie wenig ihr ihre Bitten helfen würden, sie sah ein, daß diese Dame mit derselben Gelassenheit noch stundenlang ihrer Unruhe trotzen würde — ihre Entschlossenheit warf alle Schranken der Höflichkeit nieder.

„Es ist mir angenehm gewesen, Sie bei mir zu sehen,“ sprach sie, mit der Haltung einer Königin sich vor ihr verneigend. „Für jetzt muß ich bitten, mich

zu entschuldigen, wenn ich mich bei Ihnen beurlaube —."

„O, lassen Sie sich nicht abhalten, gnäd'ges Fräulein — ich habe Zeit, ich kann warten," meinte Madame, mit beispielloser Beharrlichkeit sitzen bleibend.

Konstanze verließ das Zimmer und schickte den Diener in die nächste Zeitungsexpedition, um das Zeitungsblatt endlich zu bekommen. Sie bedeutete ihn, daß er es schaffen müsse auf alle Fälle und schloß sich in ihr Schlafzimmer ein.

Madame Hirsch Meier saß noch eine halbe Stunde still und andächtig im einsamen Gesellschaftszimmer, dann erhob sie sich, bestellte dem Kammermädchen, welches mühsam das Lachen verbiß, „daß es ihr leid thue, doch nicht auf des gnäd'gen Fräuleins Zurückkunft warten zu können" und ging „blau, rosa und gelb," mit herablassendem Kopfnicken die Treppe hinab, laut zurückrufend: „der Bediente solle ihr nur folgen, um das Zeitungsblatt in Empfang zu nehmen."

In demselben Moment kam ihr dieser entgegengestürzt und hielt triumphirend Eines in die Höhe. Jetzt ärgerte sie sich, daß sie schon aufgebrochen war und wäre für's Leben gern wieden mit umgekehrt, allein bevor sie darüber zu einem Entschlusse kommen konnte, fiel die Treppenthür wieder zu hinter dem Diener und

sie fand sich durch das dunkle Gefühl ihrer Ueberflüssigkeit bewogen, ihren Heimweg fortzusetzen.

Kaum zu Hause angelangt, ließ sie ihren Mann, einen ernsten, thätigen und gebildeten Geschäftsmann aus dem Verkaufslokale herbeirufen, um ihm die ganze Geschichte zu erzählen. Man kann sich denken, wie confus sie zuerst von der „eleganten Wohnung“ von „den Tapeten und Bildern und Spiegeln“ erzählt haben mag, ehe sie zum eigentlichen Zweck ihrer Berichterstattung kam. Herr Hirsch Meier hörte schweigend zu bis sie fertig war. Er konnte auch nichts Besseres thun. Ihm war die ganze Geschichte gleichgültig und er mißbilligte das Einschreiten seiner Frau in eine Familienangelegenheit, die sie nichts anging. Sein Rath war gewesen, den Leuten das besagte Zeitungsblatt hinzuschicken, wenn sie wirklich sich nützlich in der Sache machen wolle, allein gewohnt seine kleine, dicke Frau ihren Weg verfolgen zu sehen, den sie einmal betreten hatte, bekümmerte er sich weiter nicht um die Sache.

Was zuerst nur ein allgemeines Interesse an Fräulein Konstanze und deren Bruder gewesen war, das entwickelte sich im Geiste der Madame Hirsch Meier nach und nach zu einer Art Speculation und von diesem Hebel des Interesses getrieben, erhitzte sich

ihre Phantasie zu allerlei Plänen für das Wohl „ihrer Kunden,“ wobei sie ihrer Lieblingsneigung „mit vornehmen Leuten in Freundschaft zu kommen,“ nachgehen konnte.

Sie wendete ihre confuse Beredsamkeit auf, um ihren Mann für diese Pläne zu begeistern, allein vergebens. Herr Hirsch Meier blickte ernsthaft dazu und zog die schwarzen Augenbrauen immer ärgerlicher zusammen, je mehr sie sich darin vertiefte. Ihrem Verlangen, daß er sich daran betheiligen solle, weil die Familie der Minister und Präsidenten von Schmidt gewiß ein „schönes Profitchen“ denen zukommen lassen würde, die ihnen in ihrem Interesse gefällig wären, trat er entschieden entgegen und schlug es rund ab, sich mit den vornehmen Leuten in Correspondenz zu setzen, wie Madame es von ihm heischte.

„Du hast genug gethan, Marianne,“ sprach er fest und unerschütterlich, „daß Du den Doctor aufmerksam auf die Annonce gemacht hast, Alles Andere geht uns nichts an und ich bitte Dich, keine weitern Besuche bei Fräulein Konstanze zu machen. Will sie Dich sprechen, so weiß sie, wo Du zu finden bist.“

„Was sagst Du lieber Hirsch —“ fuhr Madame auf. „Keine Besuche bei ihr machen? Muß ich mich nicht entschuldigen, daß ich bin fortgegangen? Muß ich nicht

fragen, ob ich ihr dienen kann fernerhin? Hat sie mich nicht freundlich behandelt, wie eine Schwester? Ist es nicht Schuldigkeit, ist es nicht Menschenpflicht, dem Herrn Minister im Grabe noch zu helfen, daß seine Nachkommen zu ihrem Rechte kommen? Nein, lieber Hirsch — bin ich Dir auch unterthan gern in allen Sachen — hier muß ich gehen meinen Weg, wie mein Gewissen es verlangt," setzte sie, großartig den Kopf zurücklegend, pathetisch wie ein Prediger, hinzu. „Ich werde klug sein und witzig genug, um die Sache zu Ende zu bringen «allein,» wie ich sie habe angefangen, «allein» aber ich will die Ehre dann nicht hinnehmen «allein», mein lieber Hirsch, sondern sie theilen mit Dir, meinem geliebten Eheherrn." Herr Hirsch Meier zuckte die Achseln.

„Was habe ich davon? Was nützt mir eine Ehre? Thue aber, was Dir gefällig ist." Er verließ seine Frau und überantwortete sie ihren hochfliegenden Plänen. —

Indessen hatte sich Konstanze von der Richtigkeit der Hirsch Meier'schen Vermuthungen überzeugt und erwartete mit der heftigen Ungeduld eines unruhig bewegten Herzens die Rückkehr ihres Bruders.

Nach ihrer Ansicht war es unmöglich, daß er sich der Dringlichkeit dieser Aufforderung entziehen konnte und ihre Einbildungskraft zeigte ihr von nun

an ein Leben im Kreise angesehener und geachteter Verwandten.

„Welch ein Glück," dachte sie in der Extase ihrer Dankbarkeit gegen das Geschick, „welch ein Glück, daß Ernest's dumme, thörichte Pläne, sich mit dem Volke zu verbrüdern, um eine Heimath zu erringen, gescheitert sind an eines einfältigen Mädchens Jugendliebe!" Dann erfaßte sie plötzlich die Angst, daß ein Irrthum obwalten und die kleine Doris dennoch ihren Bruder lieben könne. Das war die sicherste Klippe zur Scheiterung ihrer glänzenden Träume. Beängstigt schauete sie nun aus nach ihm, beängstigt berechnete sie die Möglichkeiten, die ihn draußen auf der Insel fesseln konnten. Ihre Entschlüsse reiften daran. Wenn Ernest sich in der Sphäre ansiedelte, die ihr im Grunde des Herzens zuwider war, die sie niemals zu befriedigen vermochte, die ihr mehr ein Grauen, als idyllische Freuden versprach, so machte sie sich los von ihm und versuchte sich im Kreise derer zu acclimatisiren, zu denen sie durch die Bande des Blutes und durch ihre leidenschaftliche Vorliebe gehörte.

Bereits in ihrer Jugend hatte sie den Mangel an ebenbürtigem Umgange recht schmerzlich vermißt. Ihre Mutter, eine hinterlassene Waise des Major von Heldern, hatte keine näheren Verwandte gehabt, auch

wären sie ihr nutzlos durch das Wanderleben ihres Vaters geworden, der bald in Paris, bald in Prag, bald in Berlin, bald in Bremen und zuletzt in Hamburg gewohnt hatte. Beide Geschwister, auf sich selbst angewiesen, hatten unter diesem vagabondirenden Leben ihre Eigenthümlichkeiten frei entwickelt, aber sie unter dem Drucke ihres finstern und unfreundlichen Vaters nicht zur Geltung gebracht.

Erst nach seinem Tode, vor sechs Jahren, fühlten sie die Trostlosigkeit ihres Daseins und die Schwere des Verhängnisses zu Niemand zu gehören und daraus bildete sich dann die Charakterrichtung mit ihren Gemüthseinwirkungen.

Ernest war entschieden mehr auf Abwege der Phantasterei gekommen, wie Konstanze, die mit weiblicher Geduld ihr Schicksal erwartete, während Ernest sich eins schaffen wollte. Jetzt aber trat die Vorsehung leuchtend in ihren Weg und sie beschloß, dies Licht zu benutzen.

Ernest eilte ohne Ahnung der bevorstehenden Kämpfe zu seiner Schwester, die ihm, mit dem Zeitungsartikel in der Hand, entgegentrat.

„Gottlob, die Gefahr ist vorüber," sagte er, achtlos gegen die drohende Haltung, womit Konstanze ihn begrüßte. „Mich soll wundern, ob die zarte Con-

stitution dieses kleinen Geschöpfes ein hartes Leben voll Arbeit und Entsagung, wie ihrer wartet, ertragen kann. Sie ist wahrhaftig zur vornehmen Dame geboren!“

„Aber Du wirst sie nicht zur vornehmen Dame erheben?“ fragte Konstanze eindringlich. Der Doctor verzog seine Mienen zum Spotte.

„Nach den vorliegenden Verhältnissen habe ich gar kein Recht mehr dazu und möchte auch, selbst in dem Falle, daß Doris mich dem naturwüchsigen Willi Berch vorzuziehen Lust verspürte, niemals der Zweite im Herzen eines Mädchens sein. Der Schmelz der Weiblichkeit leidet durch jede Liebeserfahrung — ich träume von einem jungen Herzen, dem ich den Schlüssel der Erkenntniß biete.“

Konstanze näherte sich ihm. „Dazu hast Du ein Recht,“ warf sie fieberhaft ungeduldig hin. Sie brannte vor Verlangen das Gespräch auf ihre Angelegenheit zu bringen, fühlte aber kaum den Muth, den Anknüpfungspunkt gewaltsam herbeizuführen.

„Ohne ein Freund von den rührenden Thorheiten der ersten Liebe zu sein,“ fuhr Ernest behaglich Platz nehmend um sein Diner zu verzehren, fort, „schwärme ich doch für das erste Herzenserröthen eines schönen Mädchenantlitzes und für das Leuchten eines unschuldi-

gen Augenpaares. Für jetzt aber, mein Schwesterlein, will ich mich mit Deiner Liebe und Güte begnügen und habe deshalb den Entschluß gefaßt, „gar nicht zu heirathen, sondern Dir zu leben und zu sterben!“ Schlag ein Konstanze — es gilt einen Pakt, den wir Beide unterzeichnen müssen!“

Mit einem frohsinnigen Lächeln, das nicht die kleinste Beimischung von Spott in sich trug, hob Ernest seine sprechenden Augen zu der Schwester auf und hielt ihr die Hand hin. Zu seiner Verwunderung trat sie weit zurück und legte abwehrend die Hände auf den Rücken.

„Diesen Pakt kann ich nicht eingehen, ohne zu clausuliren, Ernest,“ versetzte sie ruhig. Seine betroffene Miene zeigte etwas von Schreck über ihr Benehmen.

„Du meinst bedingen zu müssen,“ sprach er plötzlich kalt werdend mit seinem gewöhnlichen Sarkasmus, „daß Du heirathen könntest, wenn ein Mann Dein Herz in Aufruhr zu bringen wüßte — immerhin — ich lasse mir die Clausel gefallen und hätte ohnedieß bei solchen absonderlichen Vorfällen meine Remission zugestanden.“

„Ernest, Du weißt, wie ich über unser geschwisterliches Verhältniß denke, deshalb wird es nicht nöthig

sein, daß ich mich vertheidige," antwortete Konstanze mit milder Freundlichkeit. „Ich verlange nach keiner Erlaubniß zum Heirathen, denn ich glaube, daß ich mich in keinem Eheverhältniß so rein glücklich fühlen kann, wie neben Dir. Aber mein Lebensglück hängt noch von einigen andern Kleinigkeiten ab und ehe ich Dein Treugelübde annehme, muß ich meine Scrupel beseitigt sehen." — Sie neigte sich lächelnd über ihn und strich liebevoll über seine Augen.

„Lies diesen Artikel und dann sage mir, was Du thun willst!" Sie legte das Blatt neben ihn, setzte sich ihm gegenüber und beobachtete unverwandt sein Mienenspiel. Es weckte keine Hoffnungen. Ernst und gleichgültig las er bis zu Ende und legte es mit den Worten nieder:

„Die alte Litanei! Vor acht bis zehn Jahren spielte dasselbe Stück und unser Vater lachte darüber. Damals entging uns ein Erbtheil — jetzt entgeht uns nichts, also um so weniger finde ich Veranlassung, nur eine Feder darfür naß zu machen, geschweige gar nach Welldorf zu reisen."

„Ernest, dieser Meinung wiederspreche ich," versetzte Konstanze, gewaltsam alle Aufregungen niederkämpfend mit großer Gelassenheit. „Der Vater hatte ein Recht, seine Handlungsweise zu bestimmen nach den

Erfahrungen, die seinen Zwiespalt mit der Familie herbeigeführt haben. Wir stehen außerhalb dieser Erfahrungen und erliegen somit der Verpflichtung, den Oberhäuptern unsers Stammes die schuldige Anzeige vom Ableben unsers Vaters und von unserm Dasein zu machen!"

Der Doctor lehnte sich vom Tische zurück, der schon servirt war und nur der Speisen wartete, welche ihn zieren sollten, faßte ein paar Messer und Gabel und musicirte mit keckem Uebermuthe auf dem Rande des Tellers, der noch leer vor ihm stand.

Konstanze zitterte innerlich vor Verdruß, sie war eigentlich wüthend über ihres Bruders höhnendes Musikspiel, allein ihre Selbstbeherrschung überwachte sorgfältig jede Kundgebung der innern Empfindungen und sie hörte mit gut affectirter Gleichgültigkeit zu, als Ernest sagte:

„Wie beredt mein Schwesterlein wird, sowie sich die Aussicht zeigt, eine Schloßherrin zu werden —! Hast Du wirklich Lust, denen im Leben zu begegnen, die unsern Vater aus dem Schlosse Welldorf vertrieben, die ihn heimathlos machten, die ihm seinen ganzen Jugendmuth raubten, die ihn mit seinen rechtmäßigen Ansprüchen verhöhnten, die sich nicht darum kümmerten, ob er in seiner Jugendunerfahrenheit unterging, die

ihn so lange verachteten, bis Gott mit seiner Zuchtruthe unter ihnen wüthete und sie wie die Rotte Korah vernichtete, damit ihr Geschlecht auf Erden vergehe!" —

Er lächelte freilich bei seinen eifrigen Aufzählungen der „Sünden seiner Väter," allein es lag doch eine sichtliche Bitterkeit in der Anklage, die er vorbrachte.

Konstanze schwieg, denn der Diener servirte die Suppe. So wie dieser das Zimmer wieder verlassen hatte, sagte sie ebenso gleichgültigen Tones, wie sie im Gesichte Gleichgültigkeit zur Schau trug:

„Wir haben diese Beschuldigungen von unserm Vater gehört — wäre es nicht rathsam, einer Verantwortung unserer Oheime ebenfalls Gehör zu schenken?"

„In diesen Worten spricht sich ein Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit unsers Vaters aus, den Deine Pietät gar nicht aufkommen lassen müßte. Factisch ist es, daß unser Vater mit seinen Brüdern gänzlich zerfallen war, daß er also einen triftigen Grund zum Zorne gegen dieselben gehabt haben muß —"

„Darin widerspreche ich Dir," fiel Konstanze etwas lebhafter ein. „Wie nun, wenn der Vater von falschem Gesichtspunkte aus, ein Recht beansprucht hätte?"

„So würde er doch binnen dreißig Jahren ein ein-

zig Mal zur Erkenntniß seines Unrechts gekommen sein und diese Einsicht würde ihn damals zur Versöhnung geleitet haben, als der russisch gewordene Oheim Quartus das Zeitliche gesegnet und uns ein namhaftes Erbtheil hinterlassen hatte. Nein Konstanze — laß Dich nicht vom Schimmer des Glanzes blenden, bewahre mit kindlichem Herzen den Glauben an unsers Vaters Ansprüche, bekämpfe lieber Deinen Hang, der Dich irre leiten will und entsage mit festem Herzen den Truggebilden, welche einen Schatten auf den Charakter unsers Vaters werfen. Er ist unversöhnt gestorben, weil er sich von der Habsucht seiner Brüder verdrängt sah. —"

Konstanze schüttelte leise den Kopf. Ernest hielt inne und sahe sie verwundert an.

„Nicht ganz unversöhnt lieber Bruder, nicht ganz ohne Reue — glaube mir —" meinte sie zaghaft.

„Woraus willst Du das schließen?" forschte er, streng sich emporrichtend.

„Ich fragte ihn einst, weshalb er Dich «Ernest» genannt, da antwortete er mit einem Lächeln so schön, wie ich es nie wieder an ihm gesehen habe: mag er einem Ernest gleichen!" — Der Doctor wendete sich lachend von ihr ab und nahm sich ein Beefsteak von der Platte, die sein Diener eben hereingebracht hatte.

„Frauencombinationen!“ warf er beiläufig hin. „Trugwasser und Trugeis — Gedankenfärbungen. — Ein Lächeln — mein Vater hat nie «schön» gelächelt, sondern immer finster, wie eine Wetterwolke dareingeblickt. — Weißt Du, was er mir einst gesagt hat mit jenem grimmigen Lächeln, das einem Bären zur Zierde gereicht haben würde: Meines Bruders ältester Sohn ist todt — Du wirst in seine Stelle treten und deshalb gab ich Dir seinen Namen.“

Konstanze fühlte sich verletzt und schwieg. Der Doctor fuhr fort:

„Ja mein Schwesterlein — so lauten die Lesarten verschieden nach unsern subjectiven Ansichten. Ich will nichts von unserm Onkel Ernest, also ist es auch unnöthig, daß er von unserm Dasein erfährt. Hätte unser Vater dies gewünscht, so würde er ihm unsere Geburt angezeigt haben. Da er aber aus allem Connex mit ihm getreten ist, so halte ich mich an meines Vaters Willensmeinung, die mir maßgebend sein wird bis ich mich überzeuge, daß der Irrthum auf seiner Seite gewesen ist.“

„Wie willst Du das je beurtheilen können, wenn Du Dir den Weg abschneidest, eine Einsicht in diese Familienantecedentien zu erhalten,“ fiel Konstanze ein.

„Es bietet sich jetzt eine Gelegenheit, unsern Verwandten mit höflicher Zurückhaltung nahe zu treten, sie zu sondiren und sie dabei zugleich von unserm Leben in Kenntniß zu setzen, es hindert uns nichts, spurlos aus ihrem Bereiche wieder zu verschwinden, wenn wir unsere frühere Verurtheilung bestätigt finden sollten. Weshalb wollen wir den Versuch nicht wagen?" —

„Willst Du hinreisen nach Welldorf? Willst Du, wie ein Landstreicher Deine Legitimationen vorlegen und sie prüfen lassen? Willst Du dem Andenken Deines Vaters das Büßergewand eines verlornen Sohnes anlegen? In Gottes Namen, gehe hin nach Welldorf, küsse dem gnädigen Herrn Onkel die Hand und stelle Dich zur Disposition! Mich bringt weder die Kraft des Dampfes, noch die Wuth der Elemente zu der Schwelle des Ortes, von dem mein eigener Vater vertrieben wurde und wenn meine würdigen Oheime noch so schmachtend um eine Zusammenkunft bitten. Gehe hin, Konstanze — versuche Dein Heil, verleugne mich — gib an, Du seiest des Vaters einziges Kind — genieße die Wohlthaten, die das böse Gewissen vielleicht — ich sage vielleicht — auf Dich häufen wird, drücke die Hand, die Dich streichelt und verbanne den Haß, der in uns groß gezogen wurde — ich habe

nichts dagegen — aber wir scheiden dann für dieses Leben, wir zerbrechen dann zwischen uns die süßen, lieben Bande unserer Geschwisterneigung — wir sind todt für einander!"

Des Doctors Stimme wankte sichtlich, indem er die letzten Worte sprach und dessenungeachtet nahm er scherzend sein Musikspiel mit Messer und Gabel wieder auf, dessenungeachtet lachte er spottbereit in Konstanzens thränenumflorte Augen hinein. Sie kämpfte aber ebenfalls ihre tiefe Bewegung hinunter und erwiderte mit vorwurfsvollem Tone:

„Du hast des Vaters Sinn, und aus Deinem jetzigen Entschlusse sehe ich mehr, als aus jedem andern Grunde die Ueberzeugung in mir fest werden, daß unser Vater auch im Irrthume einer trotzigen Ueberreilung gehandelt haben kann. Ich füge mich Deinem Willen, denn ich wüßte nicht, wie ich ohne Deine Liebe bestehen sollte. Gebe Gott, daß Du es nie bereuest, mein Wohlsein von Deiner raschen und unüberlegten Entscheidung abhängig gemacht zu haben." Der Eintritt des Dieners mit dem letzten Gerichte unterbrach sie und sie vermied nachher das Gespräch wieder aufzunehmen.

Ihre Hoffnungen, so leidenschaftlich erfaßt, ver-

flogen und ihre Träume, so beseligend in der Leidenschaft ihrer Wünsche, entwichen. Sie ergab sich sogleich und unbedingt diesem Beschlusse ihres Bruders, aber sie fühlte sich sonderbar tief betrübt. Er hatte ihr sehr Unrecht gethan, indem er ihre Hineigung zu den einzigen Verwandten, die ihr lebten, einem Wohlgefallen an den Flitterstaat des Glanzes zuschrieb, obwohl sie sich es gar nicht ableugnete, daß der solide Glanz ihres Familienstammes ihr ganzes Interesse bedeutend erhöhete; er hatte ihr sehr Unrecht gethan, als er das Bedürfniß ihrer Seele sich im Kreise gebildeter, ebenbürtiger Menschen bewegen zu mögen, für eine hochmüthige Ausartung erklärte und sie damit verspottete. Allein dessenungeachtet zürnte sie ihm nicht. Sie fügte sich. Ihr still trauriges Sinnen verrieth es, daß sie bei dem Ausgange dieser Angelegenheit litt, aber sie fügte sich!

Ernest mußte bemerken, wie viel schöne, plötzlich erwachte Träume sie klagelos begraben hatte, doch es beliebte ihm zu thun, als bemerke er es nicht. Ja, er ging so weit, sie mit einzelnen spöttischen Ausfällen zu ärgern und von einem ganz „abnormen Combinationsvermögen" zu sprechen, das ein ganzes Leben voller Handlungen und Charakterkraft von einem „schönen Lächeln" vernichten lasse.

Konstanze vertheidigte sich nur durch einen sanften und geduldigen Blick. Diese Vertheidigung verfehlte niemals ihren Zweck, wiewohl es ihm, begreiflicherweise, nicht einfiel, seinen Willen dafür aufzugeben.

Eines schönen Tages wurde Fräulein Konstanze abermals durch den Besuch der Madame Hirsch Meier erschreckt, die mit allem Pompe dies Mal „schwarz, purpur und blau“ erschien. Ehe die arme, junge Dame so viel Geistesgegenwart entwickeln konnte, sich als „nicht zu Hause“ notificiren zu lassen, stand sie da „klein, rund und bunt,“ mitten im Gesellschaftszimmer und entschuldigte sich bedeutend mehr, als nöthig war, über ihre Unart, „neulich weggegangen zu sein.“

Innerlich seufzte Konstanze, „wäre sie doch auch weggeblieben,“ aber äußerlich beobachtete sie die lügenvolle Etikette und bat „Platz zu nehmen.“

Von dem Gemengsel der Redensarten, in die sich Madame jetzt verwickelte, verstand Konstanze weiter nichts, als die Worte: „daß es ihr keine Ruhe gelassen habe zu erfahren, ob sie wirklich die Enkelin des großmächtigen Minister von Schmidt-Welldorf wäre.

„Allerdings, meine gute Madame,“ erklärte das Fräulein mit ernster Würde.

„Nun? Und Sie werden doch hinreisen zum sechzehnten August? — Werden sich doch einige Roben machen lassen? Werden doch einen neuen Burnuß kaufen und ein neues, echt französisches Shawltuch? Himmelschöne Sachen haben wir auf dem Lager, mein gnäd'ges Fräulein — sehr himmelschön!"

„Es thut mir leid, daß ich Ihre Hoffnungen auf meinen Einkauf zerstören muß," erwiderte Konstanze mit schwachem Lächeln, „wir werden nicht hinreisen!"

Madame sah sie mit bedeutend geöffnetem Munde an. Einen Moment war der Ausdruck ihres Gesichtes verdrießlich, dann aber durchstrahlte ein Gedanke das Gewölk ihres Unmuthes und sie fragte angelegentlich:

„Sie werden also nicht hinreisen? Sie werden schreiben einen Brief?"

„Auch das nicht!" entschied Konstanze übereilt und setzte mildernd hinzu: „wer weiß denn, ob uns die Sache betrifft?"

Eine Unruhe unbegreiflicher Art kam über Madame Hirsch Meier. Ihr Speculationsgeist schien sich auf andere Bahnen zu verirren. Sie schien ordentlich zu wachsen im Gefühle einer gewissen Wichtigkeit. Sie legte den Kopf auf, damit ihr fettes Doppelkinn würdig hervortrete, drapirte ihren Purpurshawl male-

risch um sich und stand zu Konstanzens grenzenloser Ueberraschung auf, um sich zu empfehlen.

Eine so schnelle Befreiung von dieser Belagerung hatte sie selbst im allerglücklichsten Falle nicht erhofft. Sie schrieb sie dem Umstande zu, daß Madame ihre Rechnung nicht gefunden habe und nur ihre kostbare Zeit nicht länger bei ihr verschwenden wolle.

„Es wundert mich gar sehr, daß Sie nicht die Kosten einer Reise dahin anwenden," sprach sie noch im Augenblicke des Scheidens, welches sie mit tausendfachen Redensarten verlängerte. „Habe ich doch ein Gefühl für die Klagen meiner Verwandten, welche nach mir rufen. — Weiß Gott, ich parire, der Herr Doctor hat nur seinen Stolz aufgesetzt und hat verboten, daß Sie sollen antworten auf die rührende Schrift, auf die sehr rührende Schrift. Mein gnäd'ges Fräulein hatte eine zu große Freude — habe ich es doch gesehen — zitterten doch die Händchen, die ich gerade ansah, weil Sie einen ächten Brillant am Finger trugen, ganz ächt und vom reinsten Wasser. —"

Konstanze vermochte nicht ein lügnerisch heiteres Gesicht zu machen, als Madame Hirsch Meier ihre Vermuthung aussprach und die schlaue Jüdin wußte nun, daß sie abermals „pariren" konnte und Recht behielt.

Sie ging vergnügt, als wäre ihr eine Gnade vom Himmel gewährt und ihre romantische Geschmacksrichtung war die Stufenleiter zu den allerglücklichsten Luftschlössern, die jemals auf Erden gebaut sind.

Konstanze gab Befehl: Madame Hirsch Meier nie wieder vorzulassen, um sich die Pein der Erinnerung an eine Episode ihres einsamen Lebens zu ersparen, die ihr Gemüth zu verfinstern drohete.

Allein dieser Befehl war ganz unnöthig. Madame kam nicht wieder.

Getragen von einem, „edlen Gedanken," von einem „noblen, großartigen Gedanken," von einem „sehr ausgezeichnet süperben Gedanken" war sie in das Haus ihres Gatten zurückgekehrt, hatte ihn aber „nicht" zum Vertrauten ihrer erhabenen Ideen gemacht, sondern ganz in aller Stille Vorbereitungen zu einem großen Werke getroffen.

Im Verkaufslokale wunderte man sich, von diesem Tage an, über den Eifer der Principalin, während der Abwesenheit ihres Mannes, alle kostbaren Stoffe kritisirend zu beschauen und Alles das, was im brillantesten Farbenglanz strahlte, ohne Rücksicht auf den gleichen Geschmack der möglichen Käuferinnen, für sich zu acquiriren.

„Was hat sie vor?" — flüsterten die Jünglinge

im Geschäfte — „was hat sie vor? Will sie nach Helgoland um Furore dort zu machen? Will sie nach Norderney um die Firma zu heben? Will sie incognito als Prinzessin von Geblüt reisen? Oder ist sie gar zur Hochzeit des Louis Napoleon mit der Gräfin von Teba geladen? Was hat sie vor? Was mag sie vorhaben?“

Noch größer war das Erstaunen der Ladenjünglinge, als Madame sich in ihrer Farbenwahl sogar bis zum „Weiß“ verstieg. Weiß gehörte bis dahin zu ihren „Renoncen,“ aber um sich zu vervollständigen, wählte sie als Ueberwurf zu einem hellgrünen Kleide einen weißen mit roth ausgeschlagenen Burnuß, dessen große und gewichtige Troddeln ganz wohlgefällig auf ihrem fleischigen Nacken sich wiegten.

„Weiß ist aristokratisch!“ hatte Madame gesagt, als sie, trotz der abschreckenden Nüancirung ihres Gesichts zu dem Burnuß, den Umhang über den Arm legte und den Laden damit verließ.

„Was hat sie vor!“ schrien sie im Chore und der Aelteste unter ihnen gab seiner gesteigerten Bedenklichkeit gegen seinen Principal endlich Worte.

Mit verwunderten Blicken überflog Herr Hirsch Meier das Verzeichniß der Sachen, die seine ehrenwerthe Gattin Marianne binnen wenigen Wochen „be-

fohlen" hatte und so lieb ihm von jeder andern Frau eine so kolossale Verschwendung gewesen sein würde, so verdrießlich machte ihn diese Erfahrung an der eigenen. Er ging sofort nach seiner Privatwohnung, wo er richtig drei Schneidermädchen in einem Hinterstübchen entdeckte, die sich bemüheten, der kleinen dicken Madame lange Taillen zu den Stoffkleidern zu fabriciren.

Mißmuthig betrat er sein Wohnzimmer. Madame stand eben vor dem Trumeau und besah sich von hinten, vermöge eines Stellspiegels, den sie kunstgerecht vor sich placirt hatte. Ein leichter Schreck durchrieselte doch ihre fetten Glieder, als sie im Spiegel den drohenden Augen ihres Hirsch Meier begegnete. Aber sie war nie verlegen um Worte und sie wußte, daß sie es mit einem gutmüthigen freundlichen Manne zu thun hatte.

„Sieh nur, mein lieber Hirsch — Du kommst gerade zu rechter Zeit — sieh nur, müssen nicht die Troddeln etwas kürzer geschürzt sein — stecke sie nur einmal — bist Du doch der gefälligste Ehemann auf Gottes Erdboden — so — da stecke sie — richtig — so ist's geschmackvoll — kleidet mich der Burnuß doch von hinten so gut, daß ich mich selbst nicht erkennen würde! Hat doch «weiß» auch einen Glanz, wie roth

und gelb — will ich doch künftighin auch „weiß" tragen —"

„Vor allen Dingen," unterbrach Herr Hirsch Meier sie hastig, „vor allen Dingen sage mir nur erst, was Du vor hast?"

„Was ich habe vor?" wiederholte Madame listig in sein Auge schauend und ihm den schönen schwarzen Backenbart streichelnd —" mußt Du das wissen gleich? O nein, Du weißt, daß Du mir und meinem Verstande kannst trauen, daß ich nichts thue gegen die Ehrbarkeit, daß ich nimmer Dir Schande, sondern nur Ehre mache — frag' also nicht — warte bis ich wiederkomme. — Thue ich doch ein großes Werk der Menschlichkeit, ein edles Werk, ein sehr sublimes Werk der Menschlichkeit, womit ich gründe Glück, Ehre und Reichthum eines Wesens, das meine Freundin ist! — Halte still, mein lieber Hirsch Meier und laß mich thun, wie ich will. — Hat doch oft ein Körnchen Gutes Bäume von großer Ehre wachsen machen — weiß man doch nicht, wovon der große Baron Rothschild zuerst ist gestiegen auf sein adelich Postament —? Liegt es doch in meinem Blute, daß ich trachte vornehm zu sein — passe ich doch ebenso gut dazu, wie meiner seligen Großmutter Schwester Kindeskind, die eine Stadträthin ist geworden und mit allem Adel auf Du

und Du stehst! — Lasse mich nur thun — lasse mich nur handeln — das Glück kommt über Nacht und wenn der Tag anbricht, so ist die Sonne da, die ich über Dein Haupt leuchten lassen will, weil ich Dich liebe, wie nichts auf Gottes Erdboden.“ — Sie bekräftigte diese Aussage mit einem abermaligen Bartstreicheln, dem sie einen Kuß beifügte.

Herr Hirsch Meier, welcher schon zu oft Beweise von der Beharrlichkeit seiner Marianne gehabt hatte, gab sich zufrieden nach dieser Erklärung, ermahnte sie aber eindringlich, sich um Gottes willen nicht zu blamiren, damit die neidischen Glaubensgenossen und die spottsüchtigen Christen nichts zu lachen hätten.

„Du hast Dir ein Conto angelegt, das einer Fürstin Ehre machen würde,“ schloß er seine Ermahnung, „nun, ich genehmige das, was geschehen ist, Mariane, bitte aber nun um Abschluß, sonst muß ich im Laden erklären, daß Dein Credit erschöpft ist.“ — Madame versprach ihm „auf Ehre“ nichts mehr holen zu wollen, sie hatte glücklicherweise gut vorgearbeitet und hatte deshalb genug.

Ihre Thätigkeit aber ging still fort. Die Schneidermädchen saßen noch wochenlang und machten Taillen. Die Putzmacherin erfreuete sich auch ihres Besuches zu verschiedenen Malen und eines Abends kamen vier

Männer und brachten zwei große, sehr schöne Reisekoffer, die Madame Hirsch Meier rasch und heimlich in ihre Mansardenstube schaffen ließ, wohin sich ihres Mannes Fuß niemals verirrte.

„Was hat Madame nur vor?“ fragten sich auch jetzt die Schneidermädchen heimlich und selbst die Köchin schüttelte bedenklich ihr weises Haupt.

Ende des ersten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

= Verlag von Kober & Markgraf in Prag. =

Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens.

Mit Zeichnungen von

Josef Hellich und Wilhelm Kandler.

Beschrieben von **Ferdinand B. Mikowec.**

In fünfwöchentlichen Lieferungen zu 3 Stahlstichen und 2 bis $2\frac{1}{2}$ Bogen Text.

Preis jeder Lieferung 12 Silbergr. oder 56 Neukr. Oester. W.

Das schöne Böhmen, die „Perle in Oesterreichs Krone," besitzt an stattlichen Herren- und Rittersitzen, an Kirchen- und Stadtbauten, an historisch und künstlerisch merkwürdigen Werken der Sculptur und Malerei einen Reichthum, wie er sich mit Ausnahme von Italien in keinem zweiten Lande finden dürfte. Und wahrlich, hat irgend ein Land Perioden aufzuweisen, die dem Aufblühen und Entfalten von Kunst und Wissenschaft besonders förderlich waren, so ist es Böhmen; kann irgend ein Volk auf eine ruhmwürdige Vergangenheit, auf eine Reihe glorreicher und kunstsinniger Herrscher, auf einen Adel, der seiner Zeit und der Geschichte gleich große Helden wie Mäcene der Kunst gegeben, mit gerechtem patriotischen Stolze zurückblicken, so ist es das Volk der Böhmen!

Seine Bauten und Kunstschätze zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und solche, die der zerstörenden Gewalt der Zeit ausgesetzt sind, der Erinnerung zu erhalten, ist der Zweck eines Werkes, das vom November 1858 an unter dem Titel:

Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens

erscheint. Dieses vaterländische Unternehmen bringt neben höchst gelungenen Ansichten der denkwürdigsten Burgen, Vesten, Kirchen- und Stadtbauten

mit den interessantesten Details und inneren Ansichten, Höfen, Stadtthoren, Portalen und Erkern, Klostergängen u. dgl., Abbildungen der wichtigsten Grabmäler und Monumente, wohlgetroffene Bildnisse berühmter Männer und Frauen aus Böhmens Vorzeit nach gleichzeitigen Originalen, getreue Copien der hervorragensten Werke der alten Malerei und Sculptur, Wandgemälde, Statuen, Reliefs und Schnitzwerke, der schönsten alterthümlichen Gießwerke, insofern sich die Originale in Böhmen befinden und entweder durch künstlerischen Werth oder geschichtliche Bedeutung der Kenntnißnahme jedes Gebildeten würdig sind.

Lieferung 1 bis 6 der **„Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens."** enthalten an Abbildungen und Text:

Otokar's Grab in der Domkirche zu Prag. — Ruine Kokořin. — St. Stefanskirche auf der Neustadt Prag. — Die Madonna zu Pilsen. — Kreuzgang im ehemaligen Dominikanerkloster zu Budweis. — Das alte Leitmeritzer Rathhaus. — Die ehemaligen Zwinger und Basteien zu Schlan. — Der Thurm von Jenstein. — St. Wenzels-Statue im Prager Dom. — Die Hohenfurther Madonna. — Schloß Perlik. — Das alte Stadtthor zu Laun. — Pietá in der Teinkirche zu Prag. — Ruine Kostenblatt. — St. Katharina, Altarblatt der Stadtkirche zu Brüx. — Ruine Schellenberg. — Pforte der Alt-Neuschule zu Prag. — Portrait Wok's von Rosenberg.

Die Abnehmer verpflichten sich bei Empfang der 1. Lieferung zur Abnahme der completten Serie, bestehend aus 12 Lieferungen, deren vollständiges Erscheinen die Verlagshandlung verbürgt.

Alle Buch- und Kunsthandlungen übernehmen Bestellungen auf die **„Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens"** und können die 1. Lieferung zur Ansicht vorlegen.

= Verlag von Kober & Markgraf in Prag. =
